Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

830.8
B47
1922:3

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

BOOKSTACKS

9. Im Robbenpelz die Eskimaid
Legt an ein duft'ges Spitzenkleid;
Ins Freibad steigen Mann und Kind —
Vom „Fön" her streicht ein Sommerwind.

Ober hunderttausend im Gebrauch.

Heißluftdusche

Nur echt mit eingeprä

Der Sanax-Vibrator ist

Fabrik „Sanitas" Berlin

Filialen: Düsseldorf, Graf Adolf

e Nordpolfahrt.

8. Der Flut entsteigt ein Nixlein schön,
Pit trocknet sie mit seinem „Fön“;
Sie schenkt ihm ihre Huld zum Dank,
Die beiden kosen stundenlang.

4. Pit Backyler sitzt im Packeis fest,
Was ihn nicht mutlos werden läßt;
Der „Fön“ schmilzt rasch das Eis entzwei,
Das Schiff wird flott, der Weg ist frei.

7. Starr liegt der Pol in ew'gem Eis,
Pit nimmt den „Fön“ und macht mal heiß:
Es taut! Dann färbt sich grün die Flur —
Man spürt den Segen der Kultur!

8. Der „Fön“ dem Eisland rings verleiht
Nie dagewes'ne Fruchtbarkeit;
Erfüllt wird hier ein Züchtertraum:
Der Weizenrebenapfelbaum!

N Betriebs-
sicher.
Überall
erhältlich.
ische
l Haartrockner.
Schutzmarke „Fön“.
beste Massage-Apparat.
24, Friedrichstraße 131 d.
88 und Leipzig, Bosestraße 4.

10. Ein neuer Staat entsteht am Pol,
Man fühlt sich darin pudelwohl.
Zum Präsident ist Pit gewählt,
Sein Reich heißt „Fönland“ — wird erzählt!

Digitized by Google

O und X Beine
heilt
auch bei älteren Personen
der
Beinkorrektions-
Apparat
Ärztlich im Gebrauch!
Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1 Mk.
(Betrag wird bei Bestellung d. Apparats
gutgeschrieben) unsere physiologisch
anatomische Broschüre!
Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus
„OSSALE"
Arno Hildner. Chemnitz 14b

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Das kleine Buch
der Technik.

Ein Handbuch über die Entwicklung und den Stand der Technik, nebst Angaben über technische Schulen und Laufbahnen.

Von G. Rudeck,
Marine-Baumeister.

26.—30. neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 425 Abbildungen.

Gebunden 10 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Briefmarken enorm billig. Preisl., Auswahl zu Diensten. Großhdlg. J. Reme s, Hamburg, Burstah c.

Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilch-Seife
für zarte, weiße Haut.
Überall zu haben!

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Auf schwankem Grunde" von Reinhold Ortmann. (S. 21)
Originalzeichnung von Oskar Herrfurth

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

3. Band
Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Digitized by Google

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

830.8
B47
1922:3

Inhaltsverzeichnis

Auf schwankem Grunde / Von Reinhold Ortmann / Mit Bildern von Oskar Herrfurth 7

Der Ruf in der Nacht / Roman von Wilhelm Herbert / Schluß 42

Maria Schwanenberger / Eine bürgerliche Geschichte / Von M. Kaltenhauser . . 58

Damaskus, die „Perle des Orients" Von Erich Siphard / Mit 8 Bildern . . . 112

Der heiße Sommer 1921 u. seine Folgen Von Heinrich Karrer / Mit 5 Bildern . . . 131

Rhönsegelflug 1921 / Von Richard Olbrich Mit 6 Bildern 144

In die Falle geraten / Humoreske von Adolf Thiele 151

Vom Schachspiel und dem „Schachdorf" Ströbeck / Von Peter Krailing / Mit 3 Bildern von A. Frankl 159

Die Menschenaffen aus Teneriffa / Von Oskar Brütting / Mit 6 Bildern 169

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Wozu der Zopf der Chineſen gut war . . . 181
Ein brennender Buſch / Mit 2 Bildern . . 182
Steigerung der Geflügelzucht durch elektriſche Brutapparate / Mit 2 Bildern 185
Abfuhr eines Emporkömmlings 188
Die neue „elektriſche“ Schreibmaſchine / Mit Bild 189
Das Hühnerfedernhaus 191
Wunderkuren 192

Digitized by Google

Auf schwankem Grunde

Von Reinhold Ortmann

Mit Bildern von Oskar Herrfurth

Das große Arbeitszimmer in der Dienstwohnung des Oberbürgermeisters von Martingen war über Nacht in einen duftenden Blumengarten verwandelt worden. Hunderte von Verehrern mußten das Bedürfnis gefühlt haben, dem Oberhaupt der Stadt zu seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum ihre dankbare Verehrung und Anhänglichkeit zu bezeugen. Als er zu früher Morgenstunde an der Seite eines hübschen, in Glück und Freude strahlenden jungen Mädchens den geschmückten Raum betrat, blieb er überrascht auf der Schwelle stehen.

Er war ein großer, breitschultriger Mann mit noch vollem Haupthaar und lang herabwallendem grauen Vollbart. Sein scharfgeschnittenes, von angestrengter Geistesarbeit vielfach durchfurchtes Gesicht schien auf den ersten Blick streng und von tiefem, fast düsterem Ernst; aber seine Augen blickten mild und gütig, und wenn er sprach, erschien um seine Lippen ein weicher Zug.

„Nun, Väterchen — freust du dich nicht?" fragte das junge Mädchen.

„Ich wollte, man hätte meine Wünsche berücksichtigt und mir jede Art von Huldigung erspart. Wie diese Überraschung beweist, mußt du mit im Bunde gewesen sein, Annemarie! Trotz meines ausdrücklichen Verbots."

„Sollte ich die Blumen an der Türe abweisen? Doch das ist nur der Anfang; es kommen sicher noch viel mehr. Da — lies nur, was die Martinger Zeitungen über ihren

Digitized by Google

Oberbürgermeister schreiben. Ich ahnte nicht, daß ich so viele Geschwister habe; sie nennen dich alle den treuen, unermüdlich sorgenden Vater der Stadt."

Sie wollte ihm die Zeitungen reichen, die neben einem Stoß von Briefen und Telegrammen auf dem Schreibtisch lagen. Er wies sie zurück.

„Nicht jetzt. Was darin steht, werde ich heute wahrscheinlich noch öfter hören müssen, als mir lieb ist."

„Von mir aber hörst du es hoffentlich nicht ungern, daß du der gütigste, liebevollste und beste aller Väter bist. Aus ganzem Herzen danke ich dir dafür, daß ich dich so nennen darf. Als arme, schutzlose Waise kam ich vor dreizehn Jahren in dein Haus, und du machtest es mir zu einer Heimat, wie sie mir schöner keine Elternliebe hätte bereiten können. Dafür will ich dir dankbar sein und dich vor allen anderen Menschen lieben."

Zärtlich schlang Annemarie die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Sanft drängte er sie von sich weg.

„Versprich nichts, Kind! Wer weiß, auf welch harte Probe deine Liebe und deine Dankbarkeit eines Tages gestellt werden könnten. So verehrungswürdig, wie mich deine unerfahrenen jungen Augen sehen, bin ich in Wahrheit doch vielleicht nicht."

Davon wollte Annemarie nichts hören. Während sie einige Zeit später mit der Hausdame am Frühstückstisch saßen, plauderte sie fröhlich, und er hörte ihr trotz seiner ernsten Miene doch nicht ungern zu; denn seine Blicke ruhten auf ihrem reizenden Gesicht mit so liebevollem Ausdruck, daß ein Fremder sicher geglaubt hätte, zwei durch engste Blutbande verbundene Menschen vor sich zu sehen. Und doch bestanden keine verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen. Der ehemalige Magistratsassessor und spätere Stadtrat Rolf Herwart hatte sich

Digitized by Google

Digitized by Google

zur Begründung eines eigenen häuslichen Herdes auch dann noch nicht entschlossen, als er bei der Neuwahl des rechtskundigen ersten Bürgermeisters, trotzdem er kaum sechsunddreißig Jahre alt, einstimmig auf den verantwortungsvollen Posten berufen worden und damit zu hohem Einkommen gelangt war. Man konnte nicht sagen, daß er ein Frauenfeind sei, denn er hatte die menschenfreundlichsten Einrichtungen für arme Mütter, notleidende Witwen und unversorgte Kinder geschaffen. Aber er war kein Gesellschaftsmensch, und niemand, der ihn näher kannte, hätte sich den ernsten, immer tätigen Mann als Liebhaber vorstellen können. Sein Umgang mit Menschen beschränkte sich fast ganz auf den dienstlichen Verkehr, und er übte keine andere als die unerläßliche offizielle Gastlichkeit. Umso mehr wunderte man sich, als er eines Tages das verwaiste Töchterchen eines geachteten, aber in bedauernswerter Lage gestorbenen städtischen Beamten, die damals sechsjährige Annemarie Gerboth, zu sich nahm und sie wie ein eigenes Kind erzog. Und man würde noch mehr erstaunt gewesen sein, wenn man hätte sehen können, welch rührend inniges Verhältnis sich fast von der ersten Stunde an zwischen ihm und dem Kinde herausbildete. Derselbe Mann, für den, soweit es sich um seine eigene Person handelte, die Begriffe des Vergnügens und frohen Lebensgenusses überhaupt nicht vorhanden schienen, war unablässig darauf bedacht, das Dasein der elternlosen Kleinen heiter zu gestalten. Er umgab sie mit allen Annehmlichkeiten des Wohlstandes, ließ ihr die sorgfältigste Ausbildung zuteil werden und saß, wenn sie erkrankt war, nach strengster Tagesarbeit oft nächtelang an ihrem Bettchen. Die blonde Annemarie vergalt ihm das mit geradezu abgöttischer Liebe. Er war ihr die lebendige Verkörperung alles Großen und Edlen,

Digitized by Google

und nie trübte der leiseste Mißton das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Wohltäter. Sie nannte ihn Vater, und in der Stadt hieß sie nicht anders als die Tochter des Oberbürgermeisters; aber er hatte sie, auch als er das gesetzlich vorgeschriebene Alter erreichte, nicht förmlich adoptiert; sie trug noch immer den Namen ihrer Eltern. Vielleicht hatte sie im stillen darauf gehofft, daß er ihr eines Tages auch noch diesen letzten Beweis seiner Liebe geben würde; aber sie nahm sich die Enttäuschung jedenfalls nicht allzusehr zu Herzen.

Der heutige Ehrentag ihres Pflegevaters galt ihr als der schönste ihres Lebens. Am liebsten wäre sie nicht von seiner Seite gewichen und empfand fast eifersüchtige Regungen auf die zahllosen Abordnungen und Einzelgratulanten, die im Lauf des Tages ins Haus kamen. Der Oberbürgermeister fertigte sie alle mit verbindlichen Dankesworten ab. Man merkte ihm an, daß er sich durch die auf ihn eindringende Fülle von Ehren mehr bedrückt als erhoben fühlte, und noch im letzten Augenblick versuchte er, sich der Teilnahme an dem großen Mahl zu entziehen, das die städtischen Kollegien ihm zu Ehren im Festsaal des Rathauses vorbereitet hatten. Aber man bedeutete ihm, daß die Bürgerschaft sein Fernbleiben kränkend empfinden würde, und so mußte er, als die Stunde gekommen war, seinen blumengeschmückten Platz zwischen dem Oberpräsidenten der Provinz und dem Stadtverordnetenvorsteher einnehmen.

Annemarie saß weit von ihm entfernt am unteren Teil der langen Tafel; aber sie fühlte sich zufrieden. Daß sie so glücklich war, entsprang nicht allein dem Gefühl der Zugehörigkeit zu dem gefeierten Mann. Sie empfand aber auch Vergnügen an der Gesellschaft ihres Tischherrn, eines stattlichen, weltgewandten Mannes von

Digitized by Google

ungefähr dreißig Jahren. Sie hatte ihn nicht erst hier im Saale kennengelernt, sondern schon vor etlichen Wochen. Obwohl der Oberbürgermeister in seinem Hause nur höchst selten größere Gesellschaften gab, hinderte er doch sein Pflegetöchterchen nicht, Beziehungen zu den Eltern ihrer vielen Freundinnen anzuknüpfen, und in einer dieser Familien war ihr vor einiger Zeit der Ingenieur Ernst Weiler vorgestellt worden. Er entstammte nicht der eingesessenen Bürgerschaft der Stadt, sondern war im Auftrage der Regierung nach Martingen gekommen, um einen Teil der Tiefbauarbeiten an der eben begonnenen großen Stromkorrektion zu leiten, deren Zustandekommen in den Zeitungen als eines der größten Verdienste des Bürgermeisters bezeichnet wurde.

Der junge Ingenieur, ein liebenswürdiger, vielseitig gebildeter Mann, der die halbe Welt gesehen hatte, wußte anregend über seine Erlebnisse zu plaudern. Kein Wunder, daß er Annemarie schon bei der ersten Begegnung gefiel, und daß sie sich jedesmal freute, wenn der Zufall — oder das, was sie für Zufall hielt — sie im Hause der gemeinsamen Freunde wieder zusammenführte. Sie dachte noch nicht daran, ob das, was sie für ihn empfand, Liebe sein könnte; sie erinnerte sich nur oft an ihn und fühlte sich in seiner Gesellschaft froh und lebensfreudig. Heute, wo sie in ihrer gehobenen Stimmung die Welt im rosigsten Lichte sah, verhehlte sie ihr Wohlgefallen an Ernst Weilers lebhafter Unterhaltung nicht, und es war ihrer näheren Umgebung kaum zu verübeln, wenn man einander lächelnd auf das jüngste Liebespärchen in der Martinger Gesellschaft aufmerksam machte.

Nun kamen die unvermeidlichen Reden, und jetzt verlangte Annemarie auch von ihrem gesprächigen Tischherrn Aufmerksamkeit. Der Oberpräsident und eine an-

Digitized by Google

dere hochgestellte Person sprachen mit der hergebrachten amtlichen Würde, und in wenigen schlichten Worten sagte der Gefeierte seinen Dank. Dann erhob sich ein kleiner, weißhaariger Herr und begann: „Gut erinnere ich mich noch des Tages, da der heutige Jubilar als junger Hilfsarbeiter beim hiesigen Magistrat seine Tätigkeit begann. Er wurde damals nicht mit besonderem Wohlwollen empfangen, denn es gab viele, die seine Anstellung mißbilligten, weil man den Posten nicht, wie es Sitte und Herkommen erheischten, mit einem Sohne unserer Stadt, sondern mit einem jungen Manne besetzt hatte, der weither zu uns kam — aus dem Küstenstädtchen Hellingstedt, von dem die meisten unter uns bis dahin kaum den Namen gehört hatten."

„Ist es möglich?" flüsterte in diesem Augenblick der Ingenieur Weiler Annemarie zu, „Ihr Herr Vater stammt aus Hellingstedt? Das ist auch meine Heimat. Und ich habe somit vielleicht die Ehre, in dem Herrn Oberbürgermeister einem Landsmann zu begegnen."

„Das wäre möglich. Ich kann ja nachher meinen Vater danach fragen. Jetzt aber müssen Sie still sein, sonst überhöre ich den schönsten Teil der Rede."

„Ich hatte damals viel mit dem jungen Magistratsassessor zu tun," fuhr der greise Stadtverordnete fort, „und ich gestehe heute, daß er mir anfangs persönlich wenig gefiel. In seinem Wesen lag nichts von der freundlichen Geschmeidigkeit, die man von einem jungen, aufstrebenden Beamten erwartet. Und er konnte nach unserer Meinung in seinem Arbeitszimmer noch kaum warm geworden sein, als er damit begann, rücksichtslos eine Reihe von Mißständen aufzudecken, die er in seinem Arbeitsbereich vorgefunden haben wollte. Einige einflußreiche Herren der damaligen Stadtverwaltung ver-

Digitized by Google

übelten ihm das und sagten voraus, daß er nicht lange auf seinem Posten bleiben werde. Aber er kümmerte sich um ihre Weissagungen so wenig wie um ihre Anfeindung. Unbeirrt ging er seinen Weg. Nie gab es für ihn eine andere Auffassung als das strenge Gebot der Pflicht. Und so kam es, daß er nicht nur alle Widersacher überdauerte, sondern daß er bis zu dem höchsten Ehrenamte emporstieg, das die Bürgerschaft einer Stadt zu vergeben hat. Die Verdienste, die er sich in diesem Amte erwarb, sind heute schon von berufeneren Rednern gefeiert worden. Die bedeutsamste seiner Taten aber fand nach meinem Empfinden noch nicht die gebührende Würdigung. Die Älteren unter Ihnen erinnern sich gewiß der furchtbaren Katastrophe, die das Hochwasser des Flusses vor sechsundzwanzig Jahren über unsere Stadt gebracht. Mehr als zwanzig Menschen verloren damals das Leben; Brücken und Häuser wurden zerstört, und in den Straßen am Stromufer richtete das Wasser schwere Verwüstungen an. Unter dem ersten, niederschmetternden Eindruck des Geschehenen trug man sich mit großen Plänen für die Schaffung eines hinlänglich breiten und tiefen Hochwasserbettes und für andere Schutzmaßnahmen, um die Wiederkehr solchen Unglücks zu verhindern. Aber, wie es zu gehen pflegt, das Naturereignis wurde vergessen. Man beruhigte sich damit, daß seit Menschengedenken nichts Ähnliches vorgekommen war, und die großen Pläne schrumpften angesichts der gewaltigen Kosten immer mehr zusammen. Aus dem geplanten Hochwasserbett wurde in den Plänen ein schmales, flaches Rinnsal, und von den übrigen Schutzmaßnahmen war überhaupt nicht mehr die Rede. Ich glaube, wir alle hätten uns im Vertrauen auf den Schutz der Vorsehung schließlich damit zufrieden gegeben. Einer aber war da, der sich

Digitized by Google

nicht zufrieden gab; und dieser eine hieß Rolf Herwart. Jahrzehntelang wurde er nicht müde, seine warnende Stimme zu erheben. Immer wieder trat er mit seiner auf die Gutachten bedeutender Sachverständiger gestützten Forderung an die Staatsregierung heran, unbekümmert um die Schwierigkeiten, die man ihm bereitete, und die Hindernisse, die man seinem Plane entgegenstellte. Und wenn nun nach mehr als fünfzehnjährigem Kampfe die Mittel für eine großzügige Stromkorrektion nach den Herwartschen Gedanken endlich bewilligt wurden, wenn die vorbereitenden Arbeiten heute im Gange sind, so haben wir das einzig der eisernen Beharrlichkeit und Willenskraft unseres Oberbürgermeisters zu danken. Er hat gesiegt, aber der Sieg kam spät. Der Himmel gebe, daß er nicht zu spät gekommen ist. Lassen Sie uns hoffen, daß unser geliebtes Martingen bis zur Vollendung des großen Werkes von einem Hochwasser gleich dem vor sechsundzwanzig Jahren in Gnaden verschont bleibe. Darauf und auf die Gesundheit unseres Ehrenbürgers Rolf Herwart leere ich mein Glas."

Von neuem gab es Hochrufe und Gläserklingen. Anmutig lächelnd wandte sich Annemarie dem vorhin gehorsam verstummten Ingenieur zu.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie an einer so wichtigen Schöpfung mithelfen. Da muß ich wohl auf gutes Gelingen mit Ihnen anstoßen."

Er neigte sich gegen sie und sah ihr, während ihre Gläser sich berührten, in die Augen. Dem jungen Mädchen schoß das Blut in die Wangen, und sie wandte sich verwirrt ab. Von nun an benahm sich Annemarie stiller und vermied, den werbenden Blicken Ernst Weilers zu begegnen. Als er sie fragte, ob ihr der Bürgermeister nie von seiner Hellingstedter Jugendzeit erzählt habe,

Digitized by Google

erwiderte sie: „Ich kann mich nicht entsinnen, daß mein Vater je davon gesprochen hat. Das liegt ja auch weit zurück. Als er nach Martingen kam, waren Sie wohl noch nicht auf der Welt."

„Nein. Aber es könnte trotzdem irgendwelche heimatliche Beziehungen geben. Mein Vater, der sein ganzes Leben in Hellingstedt zubrachte, muß ungefähr gleichen Alters mit dem Ihrigen sein. Und bei der Kleinheit meiner Heimatstadt ist es nicht unmöglich, daß sie einander damals kannten."

„Wir werden ihn fragen, vorausgesetzt, daß es Ihnen erwünscht ist, meinem Vater vorgestellt zu werden."

„Nur die Befürchtung, aufdringlich zu erscheinen, hinderte mich bis jetzt, Sie darum zu bitten."

Die Tafel wurde aufgehoben, und die Festgäste zerstreuten sich in den anstoßenden Räumen. Annemarie nahm den dargebotenen Arm Weilers an und ging mit ihm einer Gruppe zu, in der sie ihren Pflegevater erblickte. Der Oberbürgermeister schien sich mit der unerwünschten Feier ausgesöhnt zu haben, denn ein Ausdruck ruhiger Befriedigung war in seinem Gesicht. Lächelnd blickte er seinem Töchterchen entgegen.

„Gestatte, Vater, daß ich dir einen Landsmann vorstelle: Herrn Ingenieur Ernst Weiler aus Hellingstedt."

Als der junge Mann sich aus seiner Verbeugung aufrichtete, sah er den freundlichen Zug nicht mehr im Antlitz des Oberbürgermeisters. Er hatte kaum merklich den Kopf geneigt und schwieg. Peinlich berührt durch dies ablehnende Verhalten, sagte der Ingenieur verlegen: „Wenn der Herr Oberbürgermeister vor ungefähr dreißig Jahren in Hellingstedt gelebt haben, wie ich vorhin hörte, erinnern Sie sich vielleicht meines Vaters."

„Ihres Vaters? Wer ist das?"

Digitized by Google

„Er war damals Rechtsanwalt und ist heute Justizrat; Doktor Paul Weiler am Glockengießerwall."

Rolf Herwart sah den Ingenieur mit einem glanzlosen Blick an. Dann fuhr er sich mit der Hand durch das dichte Haar.

„Nein, ich erinnere mich nicht."

Im nächsten Augenblick wandte er sich wieder an einen der ihm zunächststehenden Herren. Es war unverkennbar, daß er nicht wünschte, die Unterhaltung mit dem jungen Mann fortzusetzen. Der hatte sich verfärbt; die Enttäuschung über den wenig freundlichen Empfang war nicht zu verkennen. Eilig zog Annemarie ihn mit sich fort; er fühlte, daß ihre Hand jetzt mit festerem Druck auf seinem Arm ruhte.

„Mein Vater ist ermüdet," sagte sie entschuldigend. „Fanden Sie nicht, daß er abgespannt aussah?"

„Allerdings. Aber ich gewann doch auch den Eindruck, daß er nicht erbaut war, mich kennenzulernen."

„Das dürfen Sie nicht glauben. Er liebt es nicht, viele Worte zu machen. Bei nächster Gelegenheit werden Sie ihn sicher zugänglicher finden."

„Ich hoffe es von Herzen; denn ich ersehne nichts so sehr, als sein Wohlwollen zu gewinnen."

„Wollen Sie denn etwas von ihm erlangen? Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein?"

„Ja, das können Sie gewiß, Fräulein Annemarie! Wenn ich Sie beim Wort nehmen dürfte ..."

Wieder sah er sie an. Da schien ihr aufzudämmern, daß sie zu voreilig gewesen war. Sie ließ ihre Hand von seinem Arm herabgleiten.

„Allerdings dürfen Sie nichts von mir verlangen, das ich Ihnen abschlagen müßte. Wenn es nicht eilig ist, könnten wir gelegentlich weiter darüber sprechen."

Digitized by Google

„Ich täte es gern schon jetzt. Sie müssen ja bemerkt haben, Fräulein Annemarie, wie ich Sie verehre, wie innig ..."

Er kam nicht weiter. Eine hohe Gestalt stand neben ihnen.

„Wir müssen gehen, Kind! Es ist nun genug des festlichen Trubels."

Den Ingenieur, der bescheiden um einen Schritt zurückgetreten war, schien der Oberbürgermeister nicht zu sehen. Auch den bittenden Blick des jungen Mädchens wußte er nicht recht zu deuten. Mit einer Bewegung, die kein Widerstreben zuließ, zog er ihren Arm unter den seinen. Da regte sich leiser Trotz in Annemaries Herzen.

„Gute Nacht, Herr Weiler!" rief sie freundlich. „Auf Wiedersehen!"

Der liebenswürdige Klang in ihrer Stimme entschädigte den jungen Mann für das Benehmen des Oberbürgermeisters. Den Gruß erwidernd, verbeugte er sich gegen Herwart. Der neigte leicht das Haupt und schritt mit dem Mädchen dem Saalausgang zu.

Annemarie war schmerzlich bewegt. Im letzten Augenblick war ein Schatten auf ihre Festfreude gefallen, und zum erstenmal fühlte sie sich von dem geliebten Vater unfreundlich behandelt. Beklommen sah sie zu ihm auf, und der Ernst seiner Miene benahm ihr den Mut zu fragen. Ihr Herz klopfte in unbestimmter Bangigkeit, während sie an seiner Seite die Treppen zu der im oberen Stockwerk des Rathauses gelegenen Dienstwohnung emporstieg. Noch immer schwieg der Vater. Als er an der Schwelle des Wohnzimmers, in dem sie am Morgen so heiter geplaudert hatten, ihren Arm freigab, sprach er nicht. Unschlüssig stand Annemarie neben der Tür, während Herwart im Zimmer hin und her schritt und sie

Digitized by Google

vergessen zu haben schien. Da faßte sie Mut und fragte: „Du bist so schweigsam, Vater. Ist dir etwas Unangenehmes widerfahren?"

Er blieb stehen und wandte sich ihr zu.

„Nichts von Bedeutung. Sage mir: wer ist dieser fremde Mensch? Wo hast du ihn kennengelernt?"

Annemarie war nahe daran, zu weinen. Als müsse sie den Ingenieur gegen einen Verdacht verteidigen, erwiderte sie: „Ich traf Herrn Weiler im Hause des Geheimrats Bork. Er ist dort gern gesehen, und man spricht von ihm nur mit größter Achtung."

„Ich habe nichts gegen ihn; denn ich kenne ihn nicht. Aber ich wünsche, daß du ihm nicht mehr begegnest."

„Warum? Du mußt doch einen Grund dafür haben?"

„Ist es zuviel verlangt, daß du dich einmal nach meinen Wünschen richtest, ohne die Gründe zu kennen?"

„Das habe ich noch immer getan. Aber ich kann doch nicht unartig gegen Herrn Weiler sein. Er bot mir nicht den geringsten Anlaß dazu."

„Du sollst ihm aus dem Wege gehen. Ich wünsche nicht, daß es zu Vertraulichkeiten zwischen euch kommt."

Annemarie dachte an die durch ihren Vater unterbrochene Erklärung des Ingenieurs und an das Glücksgefühl, das in jenem Augenblick ihre Seele erfüllt hatte. Alles in ihr lehnte sich gegen das väterliche Verbot auf. Helle Tropfen zitterten an ihren Wimpern. Der Oberbürgermeister sah die verräterischen Tränen. Er trat von ihr weg an das Fenster.

Ohne ihr sein Gesicht zuzuwenden, begann er nach langem Schweigen: „Ich will dich nicht erinnern, was du mir heute von Liebe und Dankbarkeit gesagt hast. Du siehst, daß ich recht handelte, dich vor leichtfertigen Gelöbnissen zu warnen. Wie es scheint, würden sie bei

Digitized by Google

der ersten Probe zuschanden werden. Versprechungen sind wohlfeil; aber es ist mitunter unbequem, sie zu erfüllen."

Es war mehr Betrübnis als Unmut, was dem jungen Mädchen aus seinen Worten entgegenklang, und dem Empfinden, ihm Schmerz bereitet zu haben, war Annemaries Widerstand nicht gewachsen. Sie ging zu ihrem Pflegevater, legte den Arm um seinen Nacken und küßte ihn auf die Wange. Sie bebte in verhaltenem Schluchzen.

„Sei mir nicht bös, Vater! Ich will alles tun, was du verlangst."

Herwart küßte sie; dann drückte er ihr die Hand.

„Wir werden vielleicht noch darüber reden. Jetzt geh schlafen, Kind! — Gute Nacht!"

Er blieb am Fenster stehen. Auch als die Tür sich längst hinter dem Mädchen geschlossen hatte, blickte er zum Himmel empor, über den der von den Bergen hereinbrausende Föhnsturm zerrissene Wolken jagte.

„Ja, es ist wahr: deine Mühlen mahlen langsam, aber sicher," sprach er halblaut. Schweratmend preßte er seine Stirn gegen das kühle Fensterglas.

Während der nächsten Tage war zwischen dem Oberbürgermeister und seiner Pflegetochter von dem Ingenieur Weiler nicht wieder die Rede. Um ihrem Versprechen treu zu bleiben, hielt sich Annemarie dem Hause des Geheimrats Bork fern, wo sie ihm möglicherweise begegnet wäre. Aber der Zufall fügte es anders. Am fünften Tage nach dem Fest begegnete sie ihm in einer stillen Straße des Villenviertels. Es war unmöglich, ihm auszuweichen. Augenscheinlich erfreut über die unverhoffte Begegnung, stutzte er erst über ihre zurückhaltende Antwort auf seine Anrede.

Digitized by Google

„Bin ich Ihnen unbequem?“ fragte er offen. „Haben Sie eine Verabredung, die ich störe?“*

„Nein. Aber zürnen Sie mir nicht, wenn ich Sie bitte, mich nicht zu begleiten.“

„Bin ich bei Ihnen in Ungnade gefallen, Fräulein Annemarie? Sind Sie sich nachträglich klar geworden, daß ich neulich zu dreist gewesen bin?“

Sie sah ihn nicht an und suchte vergebens nach einer Erwiderung.

Da sprach er weiter: „Sie müssen es verzeihen, wenn ich davon rede, ich weiß, daß dies nicht der rechte Ort dazu ist. Da es aber ungewiß ist, wann ich das Glück haben würde, Sie wiederzusehen, kann ich nicht schweigen. Früher oder später müßte ja doch gesagt werden, was ich neulich nicht aussprechen konnte. Ich bin Ihnen gut, Fräulein Annemarie — so gut, wie es sich mit gewöhnlichen Worten nicht ausdrücken läßt. Seit Wochen lebe ich nur in Gedanken an Sie.“

Nun raffte sie sich auf, ihn zu unterbrechen.

„Sprechen Sie nicht weiter. Ich darf es nicht hören.“

„Warum? Hat man es Ihnen verboten?“

„Fragen Sie mich nicht.“

„Hätten Sie gesagt, daß Sie mich nicht anhören wollen, daß es Ihnen mißfällt, wenn ich von meiner Liebe rede, so würde ich schweigen. Wenn Sie aber einem fremden Willen gehorchen, so darf ich wohl fragen, warum das so ist.“

„Ich habe das ja nicht gesagt.“

„Erklärten Sie nicht, daß Sie mich nicht anhören dürften? Es muß Ihnen also untersagt worden sein. Und ich ahne von wem. Das Verhalten Ihres Vaters

* Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

gegen mich läßt mich daran nicht zweifeln. Ich mißfalle ihm. Seine Abneigung ist mir unerklärlich, da wir einander bis jetzt fremd gewesen sind. Wollen Sie mir nicht helfen, den Grund zu finden, Fräulein Annemarie? Ich bitte Sie, aufrichtig gegen mich zu sein."

Ratlos und verwirrt, wußte sie kaum, was sie sprach.

„Was soll ich Ihnen antworten? Ich weiß es selbst nicht. Mein Vater sagt, daß er nichts gegen Sie hat."

Sie sah unglücklich aus. Ernst Weiler aber gewahrte es, und die Hoffnung lebte in ihm wieder auf.

„Sie wiesen mich nicht aus eigenem Antrieb von sich. Sie hätten anders zu mir gesprochen, wenn Sie nicht unter dem Einfluß eines fremden Willens ständen."

„Nein, das dürfen Sie nicht denken. Warum quälen Sie mich? Sehen Sie denn nicht, wie peinlich es für mich ist?"

„Ja, ich sehe es. Und deshalb werde ich Ihren Herrn Vater selbst fragen, was er gegen mich einzuwenden hat."

„Das dürfen Sie nicht! Was müßte er von mir denken! Und es würde sich auch nichts ändern. Nie werde ich gegen den Willen meines Vaters handeln."

Ernst Weiler fühlte, daß es grausam sein würde, weiter zu reden. Innig sagte er: „Dieser Wille kann nicht unabänderlich sein. Und ich habe Sie zu lieb, um jede Hoffnung aufzugeben. In einem glücklicheren Augenblick will ich meine Frage wiederholen. Adieu, Fräulein Annemarie!"

Er zog seinen Hut und wandte sich zum Gehen.

Der Klang seiner Schritte entfernte sich rasch, und mit kummerschwerem Herzen strebte die um ihre ersten Glückshoffnungen Betrogene ihrem für sie freudlos gewordenen Heim zu.

Sie war fest entschlossen, sich nichts anmerken zu

Digitized by Google

lassen; aber sie hatte noch zu wenig gelernt, sich zu verstellen. Und ein besonderes Mißgeschick wollte überdies, daß die Hausdame heute verhindert war, an der Mittagsmahlzeit teilzunehmen. Annemarie war mit ihrem Pflegevater allein, und als sie seinen prüfenden Blick auf ihrem Gesicht fühlte, wußte sie auch schon, daß er bald erraten haben würde, was in ihr vorging. Ängstlich klopfte ihr Herz, da er fragte: „Du siehst niedergeschlagen aus, Annemarie. Ist dir etwas geschehen?"

„Ich leide nur ein wenig an Kopfschmerz, Vater. Es ist nicht der Rede wert."

„Wirklich? Herr Weiler hat keinen Anteil an deiner Betrübnis?"

Da versagten ihre kleinen Künste.

„Peinige mich nicht auch noch mit ihm, Vater!" rief sie. „Ich mußte heute schon genug leiden."

Dies Bekenntnis war ihr halb wider Willen entschlüpft; aber ihr Herz war zu voll, und dann hatte sie auch nie einen anderen Vertrauten gehabt als ihren Pflegevater, bei dem sie immer Verständnis für ihre kleinen Leiden und Kümmernisse gefunden. Heute durfte sie nach allem, was geschehen war, solches Verständnis kaum erwarten, und sie zitterte vor einer zornigen Entgegnung. Aber sie ängstigte sich grundlos. Ruhig legte Herwart sein Besteck nieder und sah sie eine kleine Weile schweigend an. Dann fragte er freundlich: „Du hast den jungen Mann wiedergesehen? Du hast mit ihm gesprochen?"

„Ja. Es geschah ohne mein Zutun. Ich habe nicht gegen dein Verbot gehandelt."

„Davon bin ich überzeugt. Willst du mir nicht mitteilen, was er dir sagte?"

„Erspare mir die Antwort, Vater. Es fällt mir schwer. Und wozu sollte es gut sein? Es ist ja doch alles zu Ende."

Digitized by Google

„Trotzdem solltest du dich mir anvertrauen, Kind! Wir wollen nichts Unausgesprochenes zwischen uns dulden. Dazu stehen wir uns doch zu nahe."

Annemarie sträubte sich noch; aber sein gütiges Zureden wirkte so zwingend, daß ihr Widerstreben bald erlahmte. Nach einer Viertelstunde kannte Herwart jedes Wort ihres Gespräches mit dem Ingenieur.

„Bist du mir nun bös?" fragte Annemarie. Sie stand auf und sank weinend an seine Brust. Zärtlich strich er mit der Hand über ihr Haar.

„Du hast ihn lieb — nicht wahr? Und du wärst glücklich, wenn du ihm mit Ja antworten dürftest?"

Das Mädchen schwieg; aber die Tränen flossen stärker, und das heiße Gesicht schmiegte sich fester an seine Schulter.

Er hob ihren Kopf und küßte sie auf die Stirn.

„Meine arme kleine Annemarie! Habe ich dir wehgetan? Habe Geduld. Durch mich sollst du nicht unglücklich werden. Aber nicht heute kann ich mit dir weiter darüber reden. Geh jetzt; ich muß noch arbeiten."

Er drängte sie sanft von sich weg und ging hinaus. Ungewiß, welche Deutung sie seinen Worten geben solle, blieb Annemarie zurück. Sie hätte gern an das Aufleuchten eines Hoffnungschimmers geglaubt; aber die Worte des Vaters hatten so wehmütig geklungen, daß sie nicht den Mut fand, sich zu freuen.

Alter Gewöhnung treu war der Oberbürgermeister um die achte Abendstunde aus seinen Amtsräumen in das Arbeitszimmer der Privatwohnung zurückgekehrt, wo er bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten pflegte. Er ließ der Hausdame sagen, daß er heute nicht zur Nacht speisen wolle, und daß er wegen dringlicher Geschäfte nicht mehr gestört zu werden wünsche. Dann verschloß

Digitized by Google

er beide Türen des Gemaches und setzte sich an seinen Schreibtisch. Aber er beschäftigte sich nicht wie sonst mit den hochaufgeschichteten Akten, die da für ihn bereit lagen. Er öffnete ein Geheimfach. Es enthielt ein verschnürtes Päckchen von Papieren, deren vergilbte Ränder erraten ließen, daß sie alt sein mußten. Herwart löste das Band, das sie umschlang, und suchte in ihnen, bis er ein mehrfach zusammengefaltetes Blatt gefunden hatte. Er glättete es behutsam und hielt es im Licht der Studierlampe vor seine weitsichtig gewordenen Augen. Es war mit Bleistift beschrieben, in einer kritzeligen, ungleichmäßigen Handschrift. Aber er las nicht zum erstenmal, was es enthielt. Es war, nach Anrede und Unterschrift zu schließen, ein Brief, und er lautete:

Mein lieber, mein einziger Freund!

Es geht zu Ende, schneller noch als ich's erwartete, aber nicht zu schnell für meine geheimen Wünsche. Es ist nichts Trauriges darin, wenn ein Unnützer und Überflüssiger still aus dem geräuschvollen Dasein der Lebenstüchtigen scheiden muß. Und in der Hellingstedter Erde ruht sich's wohl besser, als es sich auf dem Martinger Pflaster gelebt hätte. Wenigstens für mich. Denn Ihnen, mein Freund, möchte ich ein langes und gesegnetes Leben auf diesem Pflaster wünschen. Halten Sie mich nicht für einen Narren wegen des scheinbar abenteuerlichen Vorschlages, den ich Ihnen jetzt mache. Es handelt sich nicht um Gedanken eines verwirrten Gehirns, sondern um einen wohlüberlegten und leicht ausführbaren Plan, dessen Gelingen keinem zum Schaden, aber sicherlich nicht nur Ihnen, sondern auch vielen anderen zum Nutzen gereichen würde. Was Sie mir gestern über die Trostlosigkeit Ihrer Zukunftsaussichten sagten, ist mir zu

Digitized by Google

Herzen gegangen, und als ich heute nach dem Erwachen aus tiefer Bewußtlosigkeit den Tod an meinem Bette stehen sah, glaubte ich den Weg gefunden zu haben, Ihnen zu helfen. Sie sollen für mich weiterleben. Ist das nicht im Grunde die einfachste Sache von der Welt? — Ich habe weder Blutsverwandte noch Freunde, die mir nahe genug stehen, sich um meinen Tod zu kümmern. Und Sie haben mir oft gesagt, daß Sie sich in derselben Lage befinden. Mich wird man hier, wo ich so gut wie keinen Verkehr unterhielt, in aller Stille einscharren. Mein kleiner Nachlaß wird dem Hellingstedter Kinderasyl zufallen, wie ich es schon vor kurzem durch letztwillige Verfügung angeordnet habe — und dann wird kein Hahn mehr nach dem Rolf Herwart krähen, der sich sechsundzwanzig Jahre lang als ein Unbeachteter im großen Haufen geschleppt hat. Daß aber die Nachricht von meinem Tode bis nach dem fernen Martingen dringen könnte, ist umso weniger zu fürchten, als außer Ihnen hier kein Mensch etwas von meiner Bewerbung und meiner Anstellung weiß. Nicht einmal der Wirtin sagte ich bei der Kündigung, wohin ich zu reisen gedenke. Und mein Testament enthält die Bestimmung, daß weder mein Ableben noch der Zeitpunkt meines Begräbnisses in der Zeitung bekannt gemacht werden darf. Mit welchen Gefahren sollte es da verbunden sein, wenn statt des Todeskandidaten ein frischer, gesunder, zu tüchtiger Arbeit gerüsteter Rolf Herwart in Martingen einzöge? — Sie finden anliegend alle Ausweispapiere und Zeugnisse, deren Sie möglicherweise bedürfen könnten, sowie alle auf meine Anstellung sich beziehenden Schriftstücke. Daran, daß Sie auch ohne Universitätsstudium und staatliche Prüfungen der neuen Aufgabe gewachsen sind, hege ich auf Grund Ihrer in eiserner Arbeit erworbenen

Digitized by Google

Kenntnisse und Fähigkeiten nicht den geringsten Zweifel. Und das Arbeitsgebiet, das sich Ihnen erschließen wird, ist ebenso verheißungsvoll wie die Aussichten, die sich Ihnen eröffnen. Bleibt also als einziges Bedenken der Namenstausch. Was aber ist ein Name für den, der keine Familientradition zu wahren hat? — Inhalt und Bedeutung soll er erst durch Sie gewinnen. Ich übertrage Ihnen das Recht, den meinigen zu führen, wie ich es bei längerem Leben einem Adoptivkinde übertragen könnte. Ich weiß, daß Sie ihm Ehre machen werden, und ich gebe Ihnen meine herzlichsten Wünsche mit auf den Weg. Beweisen Sie, daß Sie den Mut haben, sich Ihr Schicksal zu zimmern. Ein Betrug, der keinen schädigt, braucht Ihr Gewissen nicht zu belasten.

Haben Sie Dank für alles Gute und leben Sie wohl!

Ihr Rolf Herwart.

Der Oberbürgermeister ließ das Blatt auf die Tischplatte sinken, stützte den Kopf in die Hand und verlor sich in tiefes Sinnen.

Da ertönte das Klingelzeichen des neben ihm stehenden Fernsprechapparats. Er nahm den Hörer ab, um sich zu melden. Aber er antwortete nicht sogleich auf das, was ihm da entgegenklang. Mit weitgeöffneten Augen saß er da; seine Mundwinkel zuckten. Erst als wieder die Stimme des Anrufenden laut wurde, raffte er sich aus seiner Versunkenheit auf und erwiderte kurz.

Im nächsten Augenblick erhob er sich vom Stuhl, reckte sich auf und murmelte: „Wie es das Schicksal will. Ich bin bereit."

Der fahle Schein eines Blitzes erhellte das Zimmer; an den Fenstern rüttelte der Sturm. Aufhorchend wandte der Oberbürgermeister den Kopf. Als das Krachen eines

Digitized by Google

Donnerschlages über die Dächer dahinrollte, lag für die Dauer eines Atemzugs ein Lächeln auf seinem Gesicht.

Am gleichen Abend saß der Ingenieur Weiler auf dem Sofa seines Wohnzimmers neben einem hageren alten Herrn, dessen unerwarteter Besuch ihn freudig gestimmt hatte. In vertraulichem Geplauder war oft der Name Hellingstedt gefallen. Nun aber stockte das Gespräch; es schien, als ob der Jüngere etwas auf dem Herzen habe, das ihm schwer fiel, in Worte zu fassen. Da entschloß er sich, unvermittelt zu fragen: „Was würdest du sagen, Vater, wenn ich heiraten wollte?"

„Freuen würde ich mich. Daß du mir eine annehmbare Schwiegertochter bringst, setze ich als gewiß voraus."

„Ich hoffe, daß sie dir gefallen wird. Es ist die Tochter des hiesigen Oberbürgermeisters, der kürzlich unter großen Ehrenbezeigungen sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum feierte. Richtig gesagt, es ist seine Pflegetochter. Aber über die Würdigkeit ihrer Familie besteht so wenig ein Zweifel wie über sie selbst."

„Hast du ihr Jawort?"

„Leider nicht. Der Vater, an dem sie mit großer Liebe hängt, ist gegen mich. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht will er sich nicht von seinem Liebling trennen. Aber das ist bei dem Mann, dem man die besten Charaktereigenschaften nachrühmt, doch nicht anzunehmen. Ich mühte mich vergebens, seine Gründe zu erraten. Dabei geriet ich auf eine Vermutung, die nicht so unwahrscheinlich sein dürfte. Sage mir, hast du je etwas mit einem Rolf Herwart zu tun gehabt? Vor dreißig oder mehr Jahren, meine ich. Damals muß der jetzige Oberbürgermeister von Martingen in Hellingstedt gelebt haben, von wo er als Magistratsassessor hierhergekommen ist."

Digitized by Google

„Herwart? Der Name klingt mir nicht fremd. Ich glaube mich zu besinnen. Bei dem alten Justizrat Ehlers, dessen Praxis ich vor etwa fünfunddreißig Jahren übernahm, arbeitete vor meinem Eintritt ein Referendar Herwart. Der jetzige Oberbürgermeister aber kann der nicht gewesen sein."

„Warum nicht?"

„Der Referendar, den ich kannte, ist schwindsüchtig gewesen und liegt seit Jahrzehnten auf dem Hellingstedter Friedhof begraben."

„Irrst du dich nicht?"

„Nein! Ich erinnere mich sogar, daß damals viel von der Wunderlichkeit seiner letztwilligen Verfügungen gesprochen wurde."

„Dann hatte er vielleicht einen Verwandten gleichen Namens?"

„Das ist möglich, wenn auch nicht glaubhaft. In einem kleinen Städtchen erfährt man ja so etwas leicht."

„Ein Zerwürfnis zwischen dir und dem hiesigen Oberbürgermeister kommt also nicht in Frage?"

„Ich bin dem Mann nie begegnet."

„Dann muß seine Abneigung gegen mich auf einer anderen Ursache beruhen. Wie aber soll ich das erfahren! Es ist so schwer, ihn geradezu danach zu fragen."

„Meinst du, daß ich es für dich versuchen sollte? Mir könnte er die Auskunft wohl kaum verweigern."

„Wolltest du das wirklich tun, Vater? Du müßtest dann zugleich bei ihm um die Hand seiner Tochter für mich anhalten."

„Bist du entschlossen, das Mädchen zu heiraten? Ist die Bekanntschaft nicht zu kurz?"

„Lang genug, um Annemarie Gerboth lieben zu

Digitized by Google

müssen. Glaube mir, Vater, daß ich mich ernst prüfte. Ich kann von dem Mädchen nicht mehr lassen."

„Bist du gewiß, daß sie deine Zuneigung erwidert?"

„Ja. Sie steht unter dem Einfluß ihres Vaters und wagte nicht, es auszusprechen."

„Da bin ich ja offenbar zur rechten Stunde hierhergekommen. Aber ich werde rasch handeln müssen, da mir nur wenig Zeit bleibt. Morgen ist Sonntag. Da würde ich dem Herrn Oberbürgermeister vielleicht am wenigsten zur Last fallen. Wie wäre es, wenn wir telephonisch bei ihm anfragten, ob er geneigt ist, mich morgen zu empfangen?"

Ernst Weiler ging an den Apparat und stellte die Verbindung her. Dann reichte er seinem Vater den Hörer.

„Hier Bürgermeister Herwart."

Der alte Herr antwortete: „Hier Justizrat Weiler aus Hellingstedt, zurzeit auf Besuch bei seinem Sohne, dem Ingenieur Ernst Weiler. Ich wäre Ihnen, Herr Oberbürgermeister, dankbar für die Gewährung einer persönlichen Unterredung im Verlauf des morgigen Tages. Darf ich auf Erfüllung dieses Wunsches hoffen?"

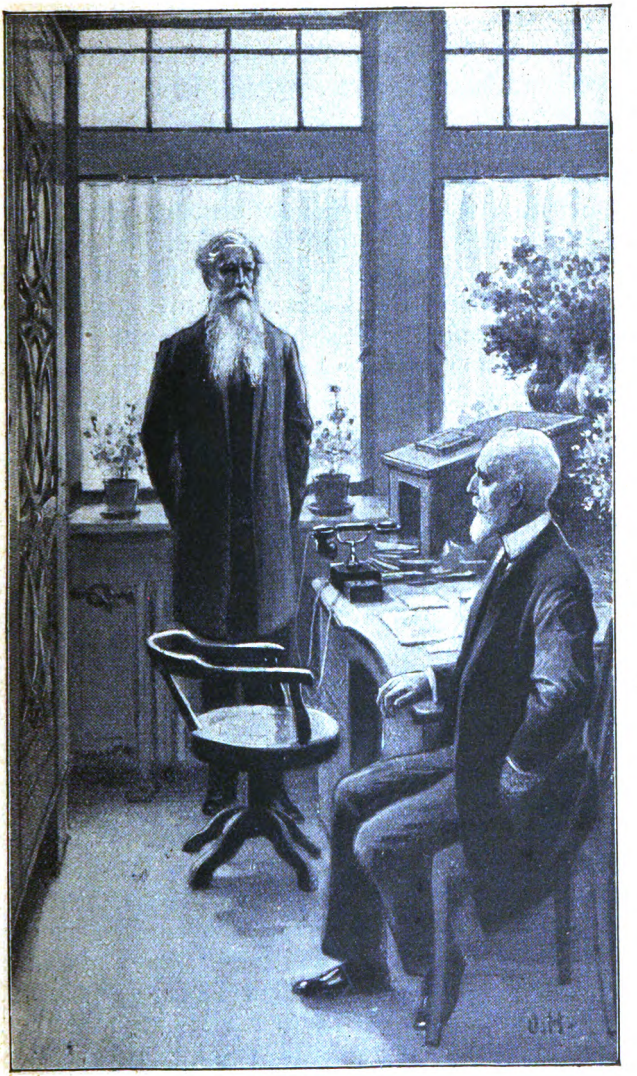
Nach langem Warten fragte der Justizrat wieder: „Sind Sie noch da, Herr Oberbürgermeister? Haben Sie meine Bitte verstanden?"

Jetzt hörte der Justizrat: „Ich werde Sie, wenn es Ihnen so genehm ist, morgen mittag zwölf Uhr in meiner Wohnung erwarten."

Damit war das Gespräch zu Ende.

„Besonders liebenswürdig scheint der Pflegevater deiner Auserwählten allerdings nicht zu sein," sagte der Justizrat. „Aber das soll uns nicht abschrecken. Wenn es sich um dein Lebensglück handelt, darf ich mich einem kleinen Kampf nicht entziehen."

Digitized by Google



Digitized by Google

Der alte Herr nahm den Fall offenbar leicht. Und der junge Ingenieur hoffte zuversichtlich auf einen glücklichen Ausgang.

In der Nacht, die diesem Frühlingsonntag vorausgegangen war, fanden viele von den Bewohnern Martingens nicht den ersehnten Schlummer. Der Föhn, der nun schon mehrere Tage vom Gebirge herabwehte, war am späten Abend zum Orkan geworden; dann war ein endloses Gewitter, das die Stadt in kurzen Zwischenräumen mit blendender Helle übergoß, mit wolkenbruchartigen Regengüssen losgebrochen. Unaufhörlicher Donner machte die Gemüter erzittern.

„Wir werden ein böses Hochwasser erleben," sagten die Leute. „Wenn zu den Schneemassen, die im Gebirge geschmolzen sind, auch noch Regengüsse kommen, muß es eine Überschwemmung geben. Hoffentlich hält unsere Brücke, die vor fünfundzwanzig Jahren erbaut worden ist, besser stand als die alte, die damals bei dem großen Hochwasser zusammenstürzte."

Niemand dachte, daß es ein Unglück geben würde, und es geschah mehr aus Neugier an einem Naturschauspiel, daß die Leute trotz des strömenden Regens in der Sonntagsfrühe an das Flußufer wanderten.

Von Zeit zu Zeit hatte sich der Oberbürgermeister Herwart über die Höhe des rasch und stetig steigenden Wasserstandes unterrichten lassen. Seine Wohnung im Rathaus verließ er in Erwartung des gemeldeten Besuchers nicht. Er saß am Schreibtisch, als man ihm die Karte des Justizrats brachte. Er hatte sein Lager nicht aufgesucht, sondern die ganze Nacht hindurch geschrieben.

Nun stand er auf. Den Rücken dem Fenster zugewendet, hob sich seine Gestalt gegen die helle Fläche ab; sein Gesicht

Digitized by Google

lag im Schatten. Leicht verbeugten sich die beiden Männer gegen einander, und Herwart deutete auf einen Sessel.

„Wollen Sie, bitte, Platz nehmen, Herr Justizrat! Darf ich erfahren, was Sie zu mir führt?"

„Ich hoffte, daß Sie darüber Vermutungen hegten. Wenigstens glaubte ich das den Mitteilungen meines Sohnes entnehmen zu dürfen. Aber ich sehe, daß ich mich wohl täusche."

Nun wiederholte er, was er gestern mit dem Ingenieur gesprochen hatte. Herwart unterbrach ihn nicht. Von Hellingstedt redete der Justizrat nicht. Jetzt schloß er: „Wenn ich Sie nun in aller Form für meinen Sohn um die Hand Fräulein Gerboths, Ihres Mündels, bitte, so darf ich, ohne mich stark von väterlichen Empfindungen beeinflussen zu lassen, wohl bemerken, daß seine Herkunft und seine Vermögensverhältnisse eine gesicherte und glückliche Zukunft Ihrer Pflegetochter verbürgen. Ich erwarte zuversichtlich Ihre Entscheidung."

„Meine Entscheidung wiegt in diesem Falle nicht so schwer. Sie liegt bei Annemarie Gerboth. Aber doch nicht bei ihr allein, denn es kommt noch etwas in Frage, das ich nicht verschweigen darf, da es bestimmend auf Ihr und Ihres Sohnes weiteres Verhalten wirken könnte. Erinnern Sie sich an einen Assessor Herwart?"

Der Oberbürgermeister hatte sich in seinem Schreibsessel niedergelassen; sein Gesicht noch immer vom Fenster abgekehrt.

„Das fragte mich gestern auch mein Sohn. Und ich mußte ihm antworten, daß ich mich dunkel eines Referendars dieses Namens entsinne. Vermutlich war er mit Ihnen verwandt?"

„Nein. Sein Schicksal ist Ihnen bekannt?"

„Er starb in jungen Jahren. Das ist alles, was ich weiß."

Digitized by Google

„Eine andere Erinnerung aber ist vielleicht deutlicher in Ihrem Gedächtnis geblieben — die Erinnerung an einen Anwaltskanzlisten Johannes Palm."

„Gewiß! Das war ein Mensch, den man nicht so leicht vergißt. Ich hatte ihn als Bürovorsteher aus der Kanzlei meines Vorgängers übernommen und hätte mir keinen tüchtigeren Mitarbeiter wünschen können. Aber der Mann besaß zuviel Charakter. Er konnte sich nicht unterordnen, und wo er sich im Recht glaubte, wich er nicht um Haaresbreite von seinem Standpunkt. Ich entließ ihn ungern; denn er hatte sich, obwohl er nur Volksschulbildung besaß, durch Selbstunterricht und eisernen Fleiß Kenntnisse erworben, um die mancher ordnungsgemäß geprüfte Jurist ihn hätte beneiden können. Er war denn die rechte Hand meines hochbetagten Vorgängers gewesen, der seinen Rat zu schätzen wußte. Ich war damals ein junger, aufstrebender Anwalt mit allem Ehrgeiz des Anfängers. Da ließ sich ein ähnliches Verhältnis nicht gut herstellen, und unsere Beziehungen endeten mit einem Bruch. Sind Sie diesem Johannes Palm, der damals Hellingstedt verließ, irgendwo begegnet, Herr Oberbürgermeister? Ich würde gerne hören, wie es ihm ergangen ist."

„Den Wunsch kann ich erfüllen. Aber lassen Sie mich noch einen Augenblick bei den Hellingstedter Geschehnissen verweilen, über die ich ziemlich genau unterrichtet bin. Der ehemalige Referendar und nachherige Assessor Herwart hatte mit dem Bürovorsteher Johannes Palm, den er in der Kanzlei des Justizrats Ehlers kennengelernt, innige Freundschaft geschlossen. Sie standen fast im gleichen Alter. Herwart war ein hoffnungslos kranker Mensch, der sehr eingezogen leben mußte, und Palm widmete jede freie Stunde seinen Studien. So hatten

Digitized by Google

sie sich daran gewöhnt, nur noch miteinander zu leben, und kannten sich bis in die verborgensten Tiefen ihrer Herzen. Unglücklich waren sie beide; der eine wegen seines Siechtums, der andere um der Gewißheit willen, daß seinem Ehrgeiz Grenzen gesetzt waren. Aber meine Erzählung dürfte Sie langweilen, Herr Justizrat!"

Doktor Weiler hatte sich im Sessel zurückgelehnt. Mit einer verneinenden Geste sagte er: „Nicht im mindesten. Bitte, sprechen Sie weiter."

„In der Hoffnung, sich für den kurzen Rest seines Lebens doch vielleicht noch nützlich machen zu können, hatte sich Herwart um einen Posten beworben, der in einer weit von Hellingstedt gelegenen Gegend ausgeschrieben worden war. Gegen seine Erwartung gab man ihm vor allen Bewerbern den Vorzug, und er sollte bald seine Stellung antreten. Der Gedanke an die bevorstehende Trennung lastete schwer auf beiden Freunden, und eines Abends kam es zwischen ihnen zu einer Aussprache, bei der Johannes Palm zum erstenmal all die Bitterkeit ausströmen ließ, von der sein Herz voll war. Er betrachtete sein Leben als verpfuscht. Dichterische oder künstlerische Gaben waren ihm versagt; nur in einer auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Tätigkeit hätte er hoffen dürfen, Bedeutendes zu leisten und es zu Ansehen zu bringen. Aber er hatte weder ein Gymnasium noch eine Hochschule besucht, hatte keine staatliche Prüfung bestanden und wäre wegen seiner unzulänglichen Vorbildung zu keiner zugelassen worden. So war ihm jede höhere Laufbahn verschlossen, und es gab keine Aussicht für ihn, jemals mehr als ein Anwaltschreiber oder ein unbeachteter kleiner Beamter zu werden. In umso herberen Worten sprach er darüber zu dem Freunde, als eben damals jenes Zerwürfnis mit seinem neuen Brot-

Digitized by Google

geber eingetreten war. Er konnte keine Hilfe von Herwart erwarten; wie hätte der ihm auch helfen sollen. Sie schieden, ohne zu ahnen, daß sie sich lebend nicht mehr wiedersehen sollten. In der gleichen Nacht erlitt Herwart einen schweren Blutsturz, und am nächsten Vormittag schaffte man ihn sterbend ins Krankenhaus. Als Johannes Palm nachmittags aus der Anwaltskanzlei heimkehrte, in der er zum letztenmal tätig gewesen war, fand er einen Brief des Freundes vor. Nachdem er ihn gelesen, eilte Palm sofort ins Krankenhaus. Aber er kam zu spät. Rolf Herwart lebte nicht mehr."

Die Erzählung war anscheinend zu Ende. Lange blieb es still.

Dann fragte der Justizrat halblaut: „Haben Sie mir sonst nichts zu sagen?"

„Nein. Es sei denn, daß es Sie interessiert, jenen letzten Brief des Assessors zu lesen. Da ist er."

Der Justizrat griff nach dem Blatt, das der Oberbürgermeister gestern dem Geheimfach seines Schreibtisches entnommen. Langsam las er das Schriftstück. Dann reichte er den Brief zurück.

„Sie befolgten den Rat Ihres Freundes, Herr Palm? Unter seinem Namen gingen Sie nach Martingen?"

„Ja. Als Rolf Herwart würde ich vermutlich bis an mein natürliches Ende hier weitergelebt haben. Ein ungeheuerlicher Betrug — nicht wahr, Herr Justizrat?"

„Ich weiß kaum, was ich dazu sagen soll. Als Jurist kann ich Ihre Handlungsweise nicht entschuldigen; als Mensch aber muß ich Ihnen sagen: Sie sind ein außergewöhnlicher Mann. Was Sie da während eines Menschenalters durchgeführt haben, mag vom Standpunkt der öffentlichen Moral zu verdammen sein — ich für meine Person muß es bewundern. Und wenn Ihnen

Digitized by Google

daran liegt, es zu hören: ich kann Ihnen meine Hochachtung nicht versagen."

„Ich bin schuldig geworden; und jede Schuld fordert Sühne."

„Sollte die Ihrige nicht hinlänglich gesühnt sein durch das, was Sie in rechtschaffener Arbeit für das Wohl Ihrer Mitmenschen geleistet?"

„Nein. — Das ist eine Frage zwischen meinem Gewissen und mir. Jetzt handelt es sich nur um den Heiratsantrag Ihres Sohnes. Sie werden ihn zurücknehmen?"

Der Justizrat sah nachdenklich vor sich hin. Nach längerem Schweigen erst erwiderte er: „Ich will ehrlich reden. Die Lage hat sich geändert. Aber Fräulein Gerboth ist ja nicht Ihre leibliche Tochter. Es wäre unrecht, sie schuldlos leiden zu lassen. Außerdem würde mein Sohn, wie ich ihn kenne, nicht leicht bestimmt werden können, ihr zu entsagen. Ob sich im Fall ihres Eintritts in meine Familie die bisherigen Beziehungen Fräulein Gerboths zu Ihnen aufrechterhalten ließen ..."

Johannes Palm lächelte bitter.

„Sie brauchen nicht zu vollenden. Nachdem ich mich in dieser Nacht entschloß, zu bekennen, wäre es auch ohne diese Heirat geschehen. Aber wir brauchen in diesem Augenblick wohl noch nicht das letzte Wort zu sprechen. Ich ..."

Das schrille Anschlagen der Telephonklingel hinderte ihn, den begonnenen Satz zu Ende zu bringen. Er nahm den Hörer vom Gestell, lauschte auf eine Meldung und stellte einige hastige Fragen. Dann erhob er sich.

„Wir müssen unser Gespräch abbrechen. Man berichtet mir eben, daß unter dem Anprall der Wassermassen und der von ihnen mitgeführten Trümmer ein Teil der neuen Brücke eingestürzt ist. Mein Platz ist an der Stelle des Unglücks. — Ich werde morgen weiter von Ihnen hören?"

Digitized by Google

„Ja. — Eines aber möchte ich Ihnen schon jetzt sagen, Herr Oberbürgermeister Herwart, ich betrachte alles, was Sie mir in dieser Stunde offenbarten, als unter dem Siegel meiner beschworenen Berufsverschwiegenheit anvertraut. Und ich brauche kaum zu betonen, daß das auch meinem Sohn gegenüber gilt. Sie werden mich, wie ich hoffe, verstehen."

Er bot ihm die Hand, und der Oberbürgermeister wies sie nicht zurück.

„Halten Sie es damit, wie es Ihnen gut und recht erscheint. Jedenfalls danke ich Ihnen. Nun lassen Sie mich meine Pflicht erfüllen. Noch bin ich ja der Oberbürgermeister."

Stundenlang sah man an diesem Sturmsonntag die hohe Gestalt des Stadtoberhauptes am Ufer des tosenden Stromes, dessen sonst smaragdgrüne, heute aber schmutziggraue, mit weißen Schaumkappen gekrönte Fluten in rasendem Dahinschießen Unmengen von Baumstämmen, Felsstücken, Haus- und Brückentrümmern mit sich rissen. Die Freude der von der Polizei zurückgedrängten Zuschauer an dem furchtbaren Naturschauspiel hatte sich längst in Entsetzen verwandelt. Niemand konnte voraussehen, wie weit das Hochwasser noch steigen würde.

Auf den Oberbürgermeister blickten alle in ehrfürchtiger Bewunderung. Er hatte jahraus, jahrein seine Stimme erhoben, um vor dem drohenden Unheil zu warnen. Die beste Kraft seines Lebens hatte er dafür eingesetzt, es zu verhüten, und nicht sein Verschulden war es, wenn man zu spät auf ihn gehört hatte.

Wie er da auf der hohen Böschung stand, mit seinem mächtigen Haupt und dem langen grauen, vom Wind zerzausten Bart, gewahrte man nichts von Müdigkeit

Digitized by Google

Digitized by Google

oder Hinfälligkeit des Alters. Über alles Sturmestoben hinweg weithin vernehmbar erklang seine Stimme. Er war wieder jung geworden in der Stunde der Gefahr.

„Ein Mensch treibt im Wasser!“ schrie jemand am Ufer. Nun sah man, wie er mitten im Flusse dahintrieb, an ein auf und nieder tauchendes Holzstück geklammert und von Zeit zu Zeit eine Hand emporreckend in verzweifelt flehender Gebärde. Hunderte sahen seine Not, und keiner von all diesen Hunderten konnte ihm helfen. Denn wer sich jetzt auf den Fluß gewagt hätte, schwimmend oder in einem Boot, er wäre rettungslos verloren gewesen wie der Unglückliche, der da mit letzter Kraft um sein Leben rang.

Niemand wagte den Ertrinkenden zu retten. Und keiner vermutete eine derartige Absicht bei dem Oberbürgermeister, als man ihn bis an den äußersten Rand der hohen Böschung vortreten sah. Noch einmal wandte er den Kopf und überflog mit letztem Abschiedsblick die Kuppeln und Türme der hinter ihm liegenden Stadt, die er geliebt, und der sein ganzes Leben geweiht war.

Dann tauchte er weitab vom Ufer aus den Fluten auf, rasch und unaufhaltsam fortgerissen von der Strömung. Man sah, wie seine starken Glieder sich mühten, sich im Wasser zu behaupten. Man glaubte wahrzunehmen, daß er dem Ertrinkenden näher und näher komme, und hoffte auf ein Gelingen des heroischen Tuns.

Aber es war ein kurzes Hoffen. Die Wellen zogen ihn in die dunkle Tiefe hinab. Das graue Haupt verschwand. Man harrte umsonst, daß es wieder auftauchen werde.

Zum zweitenmal war einer, der den Namen Rolf Herwart trug, aus der Liste der Lebendigen gestrichen.

Wenige Tage nach der feierlichen Beisetzung des Oberbürgermeisters, dessen Leiche nach dem Fallen des Hoch-

Digitized by Google

wassers weit unterhalb der Stadt geborgen worden war, folgte Annemarie dem Justizrat Weiler auf seine und seines Sohnes dringende Bitten nach dem fernen Hellingstedt, das ihr als die Heimat ihres geliebten, beweinten Pflegevaters schon jetzt teuer war. Sie erfuhr so wenig wie ihr Verlobter etwas von dem Betrug, auf dem Johannes Palm sein Leben aufgebaut hatte, und durfte sein Andenken rein bewahren.

Auf dem Friedhof der Stadt im deutschen Süden erhebt sich ein Obelisk aus dunklem Marmor, dessen erzene Inschriftplatte die Worte trägt: „Dies Grabmal errichteten in tiefer Dankbarkeit und Verehrung die Bürger Martingens ihrem Oberbürgermeister, der nach vierunddreißigjährigem, reichgesegnetem Wirken im Dienste der Stadt am 13. April 1909, dem Tage des verheerenden Hochwassers, sein Leben hingab bei dem heldenmütigen Versuch, ein anderes zu retten."

Fremde, die jene Inschrift lasen, mochten erstaunt sein, daß auf der Tafel der Name des opfermutigen Mannes fehlt. Fragte man die Einheimischen, dann erfuhr man, daß eine Bestimmung in seinem, lange vor jenem verhängnisvollen Tage abgefaßten Testament gelautet habe: „Man soll mir keinen Grabstein setzen. Wenn es aber dennoch geschähe, darf auf ihm weder mein Name genannt werden, noch Tag und Ort meiner Geburt."

Man hat diesen Willen geachtet, aber der Name, der nicht in Stein und Erz gegraben werden durfte, wird dennoch in Martingen bei Kindern und Kindeskindern weiterleben, bis sich einst auch über ihn, wie über alles Vergängliche, das Vergessen breitet.

Digitized by Google

Der Ruf in der Nacht

Roman von Wilhelm Herbert / Schluß

Als Rechtsanwalt Müller vor das Gefängnis hinaus trat in die Winterdämmerung, ging dort ein hochgewachsener schlanker Mann auf und ab.

Es war Professor Dirr.

Die beiden Herren kannten sich.

Sie begrüßten sich, und der Professor trat auf den Verteidiger zu. „Können Sie mir nicht sagen, Herr Doktor, wie man hier Einlaß bekommt? Es ist ein Mann hier, den ich sehen möchte, aber ich habe keine Sprechkarte."

„Darf ich wissen, wer es ist, Herr Professor?"

„Der Friseurgehilfe Thomas Gloos."

„Bei dem war ich eben."

„Sie kommen von ihm?"

„Ja. Er hatte mich zu sich gebeten."

„Als Verteidiger?"

„Ich mußte das annehmen. Aber jetzt wollte er nichts davon wissen. Er scheint sich irgend etwas anders überlegt zu haben."

Jeder mit seinen eigenen Gedanken, gingen beide nebeneinander her.

Dann kamen sie ins Gespräch, das bald so vertraut wurde, wie es zwischen Männern natürlich war, die hier ein gemeinsames Interesse verfolgten.

„Ich hoffte, ihn zu bestimmen, daß er mir seine Tat gestehen und mich ermächtigen würde, davon dem Staatsanwalt Mitteilung zu machen," sagte Doktor Müller. „Der unschuldig verhaftete Zeno Stur wäre dann freigelassen worden."

Digitized by Google

Der Professor erklärte: „Ich wollte das auch erreichen. Ich glaube, wir suchen Gloos umsonst zu helfen, solange nicht die volle Wahrheit ans Licht gekommen ist. Dann —"

„Dann kommt die Hilfe zu spät," entgegnete der Anwalt, indem er den Gedankengang seines Begleiters fortsetzte. „Es ist ein verlorenes Leben."

„Das andere mit in den Abgrund zieht."

„Mein Buchhalter hat schwer genug darunter gelitten."

Dirr blieb stehen. Sie waren am Rande der Stadt angelangt. Nebel stiegen auf. Aus den Fabrikschloten stieg der Rauch empor.

„Ich bin nun in einen seltsamen Widerspruch der Pflichten geraten," begann der Rechtsanwalt. „Für mich steht auf der einen Seite klar und bestimmt die Pflicht, von dem Verbrechen Anzeige zu erstatten und einem Unschuldigen zur Freiheit zu verhelfen; jede ihm davon entzogene Minute ist ein Unrecht. Aber es scheint, daß niemand in diesen Fall verwickelt wird, ohne daß er in Gewissensbedrängnis gerät. Von dem Augenblick an, da Gloos mich zu sich gebeten hat, muß ich mich als sein Vertrauensmann betrachten, dem ich pflichtgemäß zum Schweigen verbunden bin. Man kann ja darüber rechten, ob sich diese Schweigepflicht auch auf das bezieht, was ich erfahren habe, ehe er mit seiner Bitte an mich herangetreten ist. Aber in seinem Fall läßt sich das eine nicht vom anderen trennen. Jedes gesprochene Wort geht bei ihm aufs Ganze, und er hat mich nicht ermächtigt, zu reden. Er hat angedeutet, mir morgen zu sagen, was ihn drückt. Ich möchte ihn nicht um die Vorteile des Geständnisses bringen, des einzigen Mittels, über das er verfügt, um seine künftige Lage zu verbessern und die schwerste Strafe abzuhalten."

Digitized by Google

„Ihre Stellung ist schwierig," sagte Dirr. „Doch meine Lage ist vielleicht noch eigenartiger."

Doktor Müller sah ihn fragend an.

„In meinem Hause liegt ein fieberndes Weib, ein sterbendes Kind an der Brust. Jeder Hauch, der beiden von den blassen Lippen weht, ist eine flehende Bitte: Schweige! Schweige um unsertwillen. Er hat's für uns getan."

„Sie werden ihn nicht mehr wiedersehen," sagte der Anwalt.

„Sie hoffen alles von mir," entgegnete Dirr. „So gewaltig ist die Macht ihres Verlangens, daß sich die Schwester des unschuldig Verhafteten verpflichtet hat, zu schweigen ..."

Sie standen am Eingang der breiten, kurzen Straße der Kolonie.

„Dort wohnt sie!" Dirr wies mit dem Stock in die Finsternis.

„Sind wir bis hier heraus geraten?" sagte der Anwalt erstaunt. „Woher wissen Sie?"

Der Professor lächelte.

„Ich habe sie gestern im Gespräch über den Fall hierher begleitet. Sagen Sie, Herr Rechtsanwalt, bindet mich das Schweigegelübde, das Fräulein Adeiher abgelegt hat?"

„Sie?"

Der Rechtsanwalt blickte verwundert auf. „Sie stehen ja in keinen Beziehungen zu ihr und ihrem Bruder. Es kann Sie nicht binden."

Dirr folgte dem Anwalt, der den Rückweg nach der Stadt einschlug.

„Sie wollten vielleicht die Dame besuchen," meinte Doktor Müller. „Ich bitte, lassen Sie sich durch mich nicht stören. Ich muß noch einmal in meine Kanzlei."

Digitized by Google

„Nein!“ sagte der Professor schnell, fast heftig. „Nein! Nein!“

Sie gingen eine Weile still nebeneinander.

Dirr ahnte nicht, daß Fräulein Adeiher oben am Fenster stand und hinaus sah.

„Ihr Schweigegelübde bindet mich nicht.“ Der Professor sprach es vor sich hin. „So dachte ich gestern auch.“

„Denken Sie heute anders?“

„Ja.“

„Alles bindet mich, was sie bindet,“ dachte er. „Denn ich bin mit ganzer Seele an sie gebunden.“

„Wie kamen Sie zu dieser Meinungsänderung, Herr Professor?“

„Nicht nur Sie, Herr Doktor, sind Anwalt,“ sagte Dirr, „wir alle sind Anwälte der Menschheit. Das Leben schafft zu viel Schuld, Unrecht und Not, als daß die Welt mit den Beiständen auskommen könnte, die sich dieses Amt als Beruf gewählt haben. Wir alle, die wir Nächstenliebe, Mut, Erkenntnis, Kraft dazu in uns fühlen, stehen in einer Reihe und warten nur des Augenblicks, da uns das Schicksal aufruft: ‚Hier ist ein Bruder, eine Schwester, die deiner Hilfe bedarf — tritt für sie ein!‘ Es gibt keine heiligere Lebensaufgabe als diese. Es gibt keine schönere Art der Arbeit, nichts Nützlicheres, nichts Notwendigeres. Mich hat Emma Adeiher zu ihrem Anwalt bestellt. Nicht als ob sie einer Stütze, eines Vertreters bedürfe. Aber es gibt Fälle, in denen die Geschlechter einander ergänzen müssen. Gerade die stolzesten Frauen sind die hilfebedürftigsten. Ich glaube, sie können sich als die demutvollsten fühlen, wo sie die Hand eines Führers suchen und brauchen. Ich glaube, sie kann die ganze Milde des Weibes in sich erschließen, wenn das Leben befiehlt: ‚Hier sei Magd; hier kannst du nicht Herrin sein!‘“

Digitized by Google

Der Anwalt vernahm mit Erstaunen, was ihm der reife Mann an seiner Seite unbewußt gestand. So blühte überall aus Verderben und Leid neues Leben auf.

Still ging er neben dem anderen her.

Erst als sie wieder Geräusche hörten und Licht sahen, begann Dirr: „Ich habe es mir überlegt. Ich kann nicht reden, wenn das Fräulein schweigen will."

Der Anwalt dachte, wie seltsam doch das Leben mit den Menschen spielte.

Als sie sich verabschiedeten, sagte Doktor Müller: „Ich werde morgen früh den Versuch wiederholen, mit Gloos eine Aussprache herbeizuführen. Wenn es irgendwie angängig erscheint, werde ich Sie von dem Ergebnis verständigen."

Der Professor ging durch die Parkanlagen nach seiner Behausung.

In seiner Seele war Ruhe. Für ihn schien es nur eine Richtschnur zu geben. An sie hielt er sich.

Erst als er in das Fremdenzimmer trat, befiel ihn wieder eine gewisse Unruhe.

Das Mädchen lag im Bett.

Da Dirr näher trat, erkannte er, daß die Arme fieberte. Sie redete wirr und schwelgte in der Freude einer Sorglosigkeit, die sie nur selten in ihrem Leben gekannt hatte.

Mit einem Mal wurde sie still. So lag sie lange.

Dann fuhr sie auf und flüsterte: „Was hast du getan? Thomas, wie hast du das tun können? Du hast uns ja alle drei elend gemacht."

Schlaff sank sie in das Kissen zurück, und das Fieber schüttelte ihren schwachen Körper.

Als Dirr auf den Korridor trat, um für die Nacht Vorkehrungen zu treffen, weil er bei der Leidenden wachen wollte, stand Emma Adeiher vor ihm.

Digitized by Google

„Verzeihen Sie meinen Besuch zu dieser Stunde. Ich wollte fragen, ob Sie Neues von meinem Bruder erfahren konnten. Und ich möchte, wenn Sie es erlauben, heute nacht bei der Kranken bleiben."

Er geleitete sie in sein Studierzimmer und erzählte ihr, was vorgefallen war.

Während sie noch sprachen, klopfte das Dienstmädchen.

„Ein Herr ist draußen. Er war schon neulich hier. Ich habe den Namen nicht deutlich verstanden."

Der Professor trat an die Türe.

Es war Oskar Espel.

„Allen nimmt uns diese schwere Nacht die Ruhe," sagte er und führte Espel herein.

Auch der Buchhalter schilderte, was er erlebt hatte.

Aber seine Nachricht, daß er Gloos in dem Friseurladen getroffen, wurde durch die Mitteilung des Professors überholt und verwirrt, der von des Anwalts Besuch im Gefängnis berichtete.

Sie alle dachten nicht an die Möglichkeit, daß er zur Durchsuchung seiner Habseligkeiten vorübergehend in die Wohnung zurückgeführt worden war.

Espel ging, mehr beunruhigt als getröstet, wieder fort. Er hatte sich zu dem späten Besuch entschlossen, weil er hoffte, irgend etwas zu hören, das zur Lösung der Lage beitragen konnte.

Zeno Stux lag in seiner Zelle auf der Pritsche und starrte mit offenen Augen in die Finsternis. An seine Schwester dachte er, und wie es ihr jetzt wohl ging. Wenn man herausgebracht hatte, daß sie miteinander verwandt waren, dann mußte sie traurige Stunden erleben. Ja vielleicht kam es dann so weit, daß sie es in ihrer Stel-

Digitized by Google

lung nicht mehr aushielt. Konnte man ihr auch persönlich nichts anhaben, so war es doch möglich, daß man sie merken ließ, daß er, ihr Stiefbruder, ein mit Zuchthaus bestrafter Mensch war, der nun im Verdacht stand, einen Raubmord auf dem Gewissen zu haben. Nein, er wollte nicht sagen, wo er zu der Zeit gewesen sei, da der Mord auf der Wiese geschehen war. Lieber blieb er zeitlebens im Zuchthaus. Denn so viel wußte er doch, zum Tod konnten sie ihn nicht verurteilen. Dazu fehlte es an Beweisen.

Der Mensch, den man zu ihm in die Zelle gesperrt hatte, schlief auch nicht. Er hockte auf seinem Bett und fand offenbar keine Ruhe. Warum der wohl hereingekommen war? —

Da hörte Stux, wie der Mensch aufstand und zu ihm her kam. Den trieb gewiß die Unruhe um, und er wollte plaudern. Unwillig wandte Stux sich ab. Nein, reden mochte er jetzt nicht; er schloß die Augen und stellte sich schlafend.

Ein Lichtschein fiel von außen herein. Gloos stand mitten in der Zelle und zitterte. Wieder einmal war es ihm verzweifelt zumute. Er dachte an den Menschen, den er umgebracht hatte und sah überall sein verzerrtes Gesicht vor sich. Was draußen geschehen war, mußte nun doch einmal dazu führen, daß alles zusammenbrach. Einmal mußte die ewige Unruhe ein Ende nehmen. So oder so. Deshalb war er ja auch zu dem Entschluß gekommen, zu stehlen, um verhaftet zu werden. Einmal im Gefängnis, wollte er mit dem Verteidiger reden und ihm alles bekennen. Da holte man ihn nochmals heraus, und dann hatte er seine alte Mutter gesehen. Jetzt wollte er wieder leben! Den Mord konnten sie ihm nicht nachweisen, und bald würde er wieder frei sein, denn der Dieb-

Digitized by Google

ſtahl wog nicht ſchwer. Dafür büßte er höchſtens mit ein paar Wochen. Wenn er nur gewiß gewußt hätte, daß von draußen nichts aufkam. Fort wollte er, wo anders hin. Das Mädchen mit dem Kind konnte ihm ja nachreiſen, denn für die beiden mußte er ſorgen. Und die alte Mutter möchte er auch beruhigen, ihr ſchreiben, daß es ihm gut ging.

Im letzten Augenblick hatte er bei dem Friſeur eine kleine Feile eingeſteckt. Niemand hatte es bemerkt. Damit wollte er das Gitter durchfeilen. Jetzt erſt recht, denn damit käme auch der arme Kerl aus dem Gefängnis, der jetzt unſchuldig eingeſperrt war. Das ſchien Gloos eine gute Tat, wenn er den dazu brachte, daß er mit ihm ausbrach.

Mit dem wollte er jetzt reden, ihn ſoweit bringen, daß er einverſtanden war. Denn zuvor wußte er ja nicht, wie der ſich benahm, wenn er am Gitter zu feilen verſuchte.

Nun ſchien der Mond gerade auf das Geſicht des Genoſſen. Der lag ſtill da und rührte ſich nicht. Wenn der wüßte, daß der Menſch jetzt neben ihm ſtand, der den Mord begangen hatte. Vielleicht wäre der ihm an den Hals geſprungen. Elend und vergrämt ſah der arme Kerl aus. Unſchuldig war er, und um ſeinetwillen mußte er leiden. Wenn er den Genoſſen wachrüttelte und ihm alles geſtand?

Wenn nur die Mutter nicht gekommen wäre! Die ſollte nun doch nicht erfahren, daß ein Mord auf ſeinem Gewiſſen laſtete.

Gloos huſtete laut und betrachtete dabei den Schlafenden. Leiſe zuckte der mit den Augen; er verſtellte ſich bloß; er ſchlief ja gar nicht.

„Kamerad," flüſterte Gloos, „du ſchläfſt ja doch

Digitized by Google

nicht. Gib Antwort! Du heißt doch Stux! Zeno Stux! Warum willst du nicht mit mir reden?"

Er beugte sich zu dem Liegenden herab.

Der hob die Hand. „Laß mich in Ruh. Ich will nichts hören."

Gloos tappte nach seiner Hand und hielt sie mit festem Druck.

„Kamerad! Ich kann nicht schlafen. Sag', möchtest du nicht frei werden?"

Unwirsch erhob sich Stux halb auf der Pritsche. „Red' kein dummes Zeug und leg' dich hin."

Stux riß seine Hand los.

Gloos sagte leise: „Sei doch nicht so dumm. Ich hab' eine gute Feile. Wenn du nur willst, sind wir heut' nacht noch draußen."

„Nein, so will ich von da nicht fortkommen! So nicht. Ich mag nicht. Ich hab' nichts verbrochen. Mich müssen sie auch so wieder gehen lassen. Beweisen kann man mir nichts; wenn ich auch nicht sagen mag, wo ich gewesen bin, so ..."

Stux sprang heftig auf, schaute Gloos scharf an und sagte: „Wenn du mich aushorchen sollst, da bist du an den Unrechten geraten. So dumm bin ich nicht, daß du mir die Zunge ziehen könntest. Nochmals sag' ich dir, ich hab' nichts auf dem Gewissen. Ich bin unschuldig. Und auf den Leim, mit dir auszubrechen, geh' ich nicht. Daraus möchten sie mir dann wohl einen Strick drehen. Laß mich in Ruh', sag' ich."

„Ich weiß, daß du unschuldig bist," erwiderte Gloos. „Du hast keinen umgebracht. Aber ich weiß einen, dem das Gewissen keine Ruh' läßt."

„Mich geht das nichts an. Und wenn du jetzt nicht still bist, dann schaff ich mir Frieden."

Digitized by Google

„Red' doch nicht so laut. Ich will dich nicht aushorchen. So gemein bin ich nicht."

Wieder suchte er die Hand des Erregten zu erfassen und ihn ruhiger zu stimmen. „Kamerad, hast du eine Geliebte gehabt?"

„Nein. Aber eine Schwester. Sie ist gestorben."

„Die hast du wohl auch gern gehabt?"

Stux gab keine Antwort.

„Denk' dir, du müßtest für deine Schwester sorgen, und denk' dir, sie bekäme ein Kind ..."

Stux stieß den Friseur fort. „Hör' auf mit dem Geschwätz."

Aber Gloos redete hastig weiter: „Ich mein' ja nur, ich sag' das ja nur, damit du mich besser verstehst. Denk' dir: Einer hat eine Geliebte und ein Kind von ihr, und er ist arbeitslos und krank. Und da braucht er Geld, und er kennt keinen Menschen, der ihm was geben könnte. Da geht er in ein Wirtshaus und sieht da einen, der Geld hat, einen Fremden. Und der zählt sein Geld, so daß du's siehst. Und da steht der arme Kerl auf und geht zu dem Fremden an den Tisch, macht sich mit ihm bekannt und hört, daß der ein Nachtquartier sucht. Und da lockt der Mensch, der kein Geld hat, den Fremden mit fort. Und der geht mit, weil er meint, er bekäme eine Schlafstelle. Der andere aber wollte ihn nur dort haben, wo kein Mensch um den Weg war, über den Fremden herfallen und ihm sein Geld nehmen. Tun wollte er ihm nichts. Verstehst du? Nur das Geld wollte er haben. Da merkte er, daß der andere weglaufen wollte. Da zog er das Messer. Kamerad! Ich hab' das getan! Nicht du! Du bist unschuldig, ich muß dir ..."

Da packte Stux den schwächlichen Kerl mit beiden Händen am Hals und riß ihn auf die Pritsche nieder.

Digitized by Google

Plötzlich ließ er ihn wieder los und rannte in der Zelle hin und her.

Er tappte nach dem Wasserkrug, richtete Gloos auf und setzte ihm das Gefäß an die Lippen. „Trink! Kannst du trinken?"

Gloos kam allmählich zu sich und richtete sich zitternd auf.

„Kamerad! Beinahe hättest du mich umgebracht. Ich verzeih dir. Aber wir wollen leben und müssen leben. Du bist unschuldig, und ich hab' eine Geliebte, ein Kind und eine Mutter."

„Wegen dir haben sie mich dahergebracht, wegen dir."

„Ich bring' dich wieder fort, Kamerad!" flüsterte Gloos. „Ich feile das Gitter durch. Dann lassen wir uns an den Leintüchern hinunter. Ich weiß, wie's hinausgeht. Erst kommt eine Holzwand mit Stacheldraht. Über die klettern wir leicht hinüber. Dann kommt ein zweiter Hof und eine Mauer."

Da rasselte es an der Tür.

Stux legte sich rasch auf seine Pritsche und schloß die Augen. Auch Gloos stellte sich schlafend.

Zwei Aufseher mit Laternen traten ein.

„Seid still!" sagte der eine der Wächter gutmütig. „Es sind noch mehr Leute da."

Dann gingen sie wieder. —

Jetzt hatte Gloos dem, der schuldlos litt, alles gestanden.

Nun wollte er ihm noch zur Freiheit verhelfen. Hinaus wollte er und für Weib und Kind sorgen.

Er begann an dem Gitter zu feilen und achtete nicht auf Stux, der still auf seiner Pritsche lag. Lange hatte er sich bemüht. Nun stemmte er sich gegen die Wand und hob das Gitter aus der Mauer, setzte es wieder ein und kam zu Stux.

Digitized by Google

„Kamerad! Jetzt ist der Weg frei. Ich will voraus! Du folgst nach. Wenn wir über der Mauer sind, können wir weiter reden."

„Tu', was du willst."

Gloos nahm das Leintuch, riß es in lange Streifen und band sie zusammen.

Dann hob er das Gitter wieder aus und lehnte es behutsam in die Ecke.

Noch einmal trat er zu Stux an das Lager.

„Kamerad," sagte er leise, „komm!"

Stux schwieg. Er begriff, daß Gloos nicht mehr bei Verstand war.

Er hörte, wie er sich an der Mauer hinauf arbeitete, und sich an dem Seil hinunter ließ.

Ein paar Meter weit ging es. Da rief es draußen: „Halt! Wer da?"

Der Nachtposten hatte an der Wand einen beweglichen Schatten gesehen.

Da krachte ein Schuß.

Gloos war nicht getroffen. Aber vor Schreck lösten sich seine Hände.

Klatschend schlug er unten auf das Pflaster.

Aufseher sprangen in den Hof und schalteten die Beleuchtung ein. Der Posten näherte sich.

Einer der Wärter schaute an der Wand hinauf. „Der Halunke — der Raubmörder!"

Ein Mann wendete den Körper des Abgestürzten um. „Der Friseur ist's. Der wird's bald überstanden haben."

Eine Bahre wurde geholt. Dann trugen sie einen Sterbenden weg.

In aller Eile war ein Bett in das Aufnahmezimmer geschafft worden, und Thomas Gloos lag nun dort. Er

Digitized by Google

hatte beide Beine gebrochen, das Rückgrat war schwer verletzt, aber das Bewußtsein hatte er nicht verloren. Der Gefängnisarzt glaubte nicht, daß er den Sonnenaufgang noch erleben würde. Auf Wunsch des Sterbenden hatte man nach dem Rechtsanwalt Müller geschickt. Der hatte den Boten, der zu ihm kam, ersucht, seinen Buchhalter Espel herbeizuholen. Auch der Staatsanwalt wurde gebeten.

Vor dem Aufnahmezimmer standen einige Wärter und unterhielten sich halblaut. Als Espel kam, hörte er seinen Chef sprechen. Mit kurzen Worten hatte Gloos ein Geständnis abgelegt, das rasch protokolliert worden war. Der Rechtsanwalt hatte seinen Buchhalter nur deshalb holen lassen, weil er annahm, Gloos könnte sich im letzten Augenblick noch einmal besinnen und das Bekenntnis verweigern. Für diesen Fall hoffte er, daß der Anblick Espels den Mörder stark erregen und ihn zur Aussprache bewegen würde.

Nun ward Espel gerufen. Man ersuchte ihn, näher zu treten. Mit zögernden Schritten kam er auf das Bett zu, in dem Thomas Gloos lag. Der suchte den Kopf zu heben, ließ ihn jedoch matt wieder sinken. Ein qualvoller Ausdruck trat in die blutlosen Züge. Leise flüsterte Gloos: „Ich habe alles gestanden."

Erschüttert wandte sich Espel ab.

Wenige Minuten verstrichen, da redete Gloos wirr. Der Arzt beobachtete ihn genau und sagte leise zu dem Buchhalter, der ihn fragend anblickte: „Es geht rascher zu Ende, als ich dachte. Möglich ist es aber doch, daß er noch einmal zum Bewußtsein gelangt."

Da bat Espel, man möge ihm erlauben, daß er bis zuletzt bleiben dürfe. Der Gefängnisdirektor erfüllte seinen Wunsch.

Digitized by Google

Nun leerte sich das Zimmer. Mit einem kräftigen Handdruck und vielsagendem Ausdruck verabschiedete sich der Rechtsanwalt von seinem Buchhalter. Der Staatsanwalt war vorher mit dem Gefängnisdirektor gegangen. Nur der Arzt und ein Wärter blieben außer Espel zurück, der neben dem Sterbenden saß und jedes seiner wirren Worte erlauschte.

Aber Gloos kam nicht mehr zu sich. Als die Wintersonne matt heraufkam und der Raum im Zwielicht lag, verhauchte der Sterbende seinen letzten Atem.

In der gleichen Nacht saß Emma Adelher am Bett der Fieberkranken, die in tiefen Schlaf verfallen war. Die Lampe hinter dem grünen Schirm warf mattes Licht über das Bett. Auch das Kind, das manchmal leise gewimmert hatte, war still geworden.

Die Lehrerin saß und lauschte nach der Studierstube hinüber, in der Dirr rastlos, mit kaum hörbaren Schritten, die sie aber doch vernahm, über den Teppich hin und her wanderte.

Da schrillte draußen ein Telephonsignal.

Es war so still im Hause, daß Emma, ohne zu horchen, jedes Wort verstand.

„Dirr hier. Bitte, Herr Rechtsanwalt!"

Minuten vergingen.

Atemlos lauschte der Professor am Hörrohr. Dann erwiderte er: „Es ist erschütternd — ich danke."

Ein leises Glockenzeichen; das Gespräch war zu Ende.

Noch ein Augenblick verging.

Dann öffnete der Professor die Türe.

„Herr Rechtsanwalt Doktor Müller hat mir seinem Versprechen gemäß mitgeteilt, was sich ereignete. Darf ich Sie bitten."

Digitized by Google

Er warf einen Blick nach der Schlummernden und winkte.

Emma erhob sich und folgte ihm lautlos.

„Rechtsanwalt Müller wurde vor einer halben Stunde in das Gefängnis gerufen, Thomas Gloos wollte mit ihm sprechen. Gloos wollte heute nacht aus dem Gefängnis entfliehen; er stürzte auf den Hof. Er hat seine Tat gestanden, wird aber die Nacht kaum überleben."

Die Lehrerin sah mit einem tiefernsten Blicke auf. Ihre Augen ruhten ineinander, und ihre Hände fanden sich zu einem kurzen, festen Druck.

Ein stilles Gelöbnis war es, vom Mitleid für den Sterbenden aus ihrem Herzen emporgehoben. Ein Gelöbnis, die arme Mutter und das Kind nicht im Elend versinken zu lassen.

Nach langem Schweigen sagte Dirr: „Ihr Bruder wird morgen frei sein."

Da fanden sich ihre Hände zum zweitenmal.

Emma blickte ihn dankbar an: „Darf ich eine große Bitte wagen?"

„Es gibt nichts, das ich Ihnen versagen könnte," erwiderte Dirr bewegt.

„Wollen Sie dafür sorgen, daß mein Bruder nicht eher entlassen wird, bis ich ihn abholen kann? Ich bin gewiß, daß er sich mir sonst entziehen würde."

Der Professor ging ans Telephon.

Emma hörte wieder jeden Laut. Ehe Dirr den Hörer zurücklegte und abläutete, war die schwere Sorge um den Unglücklichen von ihr genommen. Nun standen sie einander nochmals gegenüber.

„Danken Sie mir nicht eher, als bis ich hoffen darf, daß Sie heute nicht zum letztenmal hier gewesen sind," sagte Dirr mit bewegter Stimme.

Digitized by Google

„Ich bleibe hier. Die arme Mutter und ihr Kind sollen die kurze Zeit, die ihnen vielleicht noch zu leben vergönnt sein wird, nicht hilflos sein."

„Wenn sie Ihrer Hilfe nicht mehr bedürfen," fragte Dirr, „was darf ich dann hoffen?"

Emma blickte ihn frei an. „Ich will mich meinem Schicksal nicht entziehen."

Da trat er näher an sie heran, und sie legte ihren Kopf an seine Brust.

An einem kalten Januartage brauten Nebel über dem Friedhof.

Das Kapellenglöckchen läutete.

Ein Beamter ging voraus. Wärter trugen den Sarg, in dem Thomas Gloos lag. Kein Mensch folgte ihm.

Ein altes Weiblein, Walburga Moorbruch, die Mutter des Ermordeten, war am Grabe ihres Sohnes gewesen.

Da sah sie den kleinen Zug. Weil niemand dem Sarg folgte, ging sie hinterher.

Vielleicht begrub man da einen, der auch eine Mutter hatte, die heute nichts wußte von der schweren Stunde.

So ging sie hinterdrein bis an das Grab und warf drei Schollen hinunter.

Die Sonne schien durch den Nebel. Ein roter Ball stand am Himmel und leuchtete durch das trübe Grau. Strahlen gingen von ihr aus, die neues Leben verhießen.

Digitized by Google

Maria Schwanenberger

Eine bürgerliche Geschichte

Von M. Kaltenhauser

Wollte man in das alte Städtchen gelangen, dann mußte man durch einen alten, grauen Torbogen gehen; um die verwitterten Steine herum hing Laubwerk, und das machte ihn so schön. Tausenderlei kleine und große, feine, lichte und sattgrüne dunkle Blätter überzogen das Gemäuer, und zwischen dem Laub blühten rote Rosen und blassere Röslein, und ein hoher Rotdorn überragte niedere Büsche.

Von außen schien es wie die Pforte zu einem Paradies, und wer im Frühling zu dem Torbogen kam, der empfand es so, und konnte kaum erwarten, zu sehen, was sich dahinter verbarg. Schritt man aber hindurch, dann standen öde und eng die Häuser nebeneinander. Und so, wie die Häuser waren, mochten wohl auch die Menschen hier sein, wenigstens die meisten.

In diesem engen, kargen Städtchen lebte Maria Schwanenberger mit ihrem heißen Herzen und wissensdurstigen Sinn. Sie war vielleicht auch die einzige, der die Enttäuschung nicht fremd war, die fremde Besucher des Städtchens empfanden, wenn der alte Torbogen hinter ihnen lag. Am Stadtplatz stand ihres Vaters Haus, grau und kahl wie die anderen.

Maria ging oft aus der Enge hinaus vors Tor, nahm all das Verheißungsvolle, das draußen in jede Seele drang, in sich auf und brachte es mit heim ins Städtchen. Schmerzlich überfiel sie immer wieder die Enttäuschung. Den Blick zu Boden gerichtet, ging sie zuweilen ins

Digitized by Google

Städtchen zurück und ins Vaterhaus hinein und wollte sich doch die Verheißung nicht nehmen lassen, die sie draußen so tief gefühlt. In der Stube saß sie dann lässig und sann. Ach, wenn es nach ihr ginge, dann müßte jeder Wanderer geblendet unterm Tor still stehen, schöner wäre es dann innen noch. Die Verheißung, die man draußen empfunden, würde sich erfüllen.

Mit Blumen versuchte es Maria. Das ganze Vaterhaus schmückte sie mit leuchtendroten, sonnenfarbenen und tiefblauen Blumen. Sie faltete die Hände, sah auf die bunte Pracht, und in sich versunken träumte sie sich in ein Wunderland.

Aber wie durch den leichtesten Stoß ein feines Glas zerbricht, so zerrannen ihre Träume nach einem Blick in das Städtchen.

In einer solchen Minute, da sie wieder einmal aus ihrem Traum geschreckt ward, ging sie hin und nahm die Blütenpracht fort; sie mochte den Trug nicht mehr. Es war ja doch nur Täuschung.

Aber ein Schönes barg die alte, öde Stadt doch; das war Maria Schwanenberger mit ihrem aschblonden Haar und den grauen, sinnenden Augen.

Viele erkannten das nicht; die Leute hingen am Alltäglichen und feiste, kerngesunde, rotbackige Bürgermädchen galten mehr als Maria. Die paßten so recht in jedes Haus. Der Lehrer, die paar Kaufleute, der Apotheker, alle hatten solche Mädel zu Frauen genommen, und waren zufrieden damit.

Doch vereinzelte verirrten sich auch zu Maria; wie ein seltsames Wunder blickten sie dies schöne Mädchen an, das man zwar nicht begreift, aber das man lieb hat, weil man es verehren und bewundern kann. Zwei lebten im Städtchen, die Maria besonders gern betrachteten; der

Digitized by Google

Magister mit lichtblondem Haar und wasserblauen Augen, in denen ein so scheuer Ausdruck lag, als wäre der Magister nie so recht bei geraden, klaren Gedanken. Angst hätte einem bei diesen Blicken werden können, wenn man daran dachte, daß so viel Verantwortung auf dem Manne lastete. Konnte der nicht für eine leichte Medizin unversehens eine verordnen, die den Tod herbeiführte? Versah er sich bei seinen Rezepten nie? Bis zur Stunde hatte sich Daniel Schwendtner nichts zuschulden kommen lassen.

Wenn Maria an der Apotheke vorüberging, dann schaute ihr der Magister beharrlich nach, solange er noch ihre schlanke Gestalt sehen konnte. Sobald Maria einem solchen Blick begegnete, wenn Daniel unter der Tür stand, sah sie ihm offen ins Gesicht; war sie aber an der Apotheke vorbei, ging ein inneres Schütteln durch sie hin, wenn sie dachte, das könne einer sein, der zu ihrem Vater um sie werben kommen durfte.

Marias Vater erwog in seiner praktischen Art, sein Drogeriegeschäft und die Apotheke, das ließe sich gut vereinen. Einmal nur hatte er der damals sechzehnjährigen Maria scherzhaft eine Andeutung davon gemacht, aber seitdem nie mehr; aber solche Bemerkungen verlor Maria nicht aus dem Sinn, und wenn sie den blaßblonden Magister erblickte, wich sie ihm aus.

Dem konnte sie leicht entrinnen; aber einer war verwegener, der schwarze Julius Gassenspieler, dem das große Geschäft inmitten des Hauptplatzes gehörte, in Kompanie mit seinem Vater. Der Alte ließ den Sohn in die Welt hinaus wie ein Füllen, das auf die fette, grüne Wiese springt. Der junge Gassenspieler wurde breiter von Gestalt, sein Gesicht glänzte behaglich und wurde strahlender. Wenn man von Kindheit an nichts anderes

Digitized by Google

kannte als fröhliche Sorglosigkeit, wenn man sich das Getriebe draußen ansehen konnte, weil das Klimpern in der Tasche darum doch nicht alle wurde, da konnte man leicht strahlend aussehen. Und Julius Gassenspieler, Herr Julius, wie man ihn nannte, wurde auch gescheiter. Als er heimkam, spielte um seinen Mund ein überlegener Zug. Dies trat darum zutage, weil er die Sonderlichkeit des Städtchens sah.

Beide waren mit der Art des Städtchens nicht zufrieden, aber während es für Julius' Auge eine Beleidigung war, daß seiner Heimatstadt jede Pracht mangelte, tat Maria das Öde, Poesielose der Stadt im Herzen weh.

Mehr Glück als sie mit ihrer Neuerung durch die Blumen, hatte Julius mit seinen Plänen. Auf seinen Rat wurde das halbe Vaterhaus umgebaut und der ganze Unterstock für das Geschäft eingerichtet.

Wenn danach jemand am Haus vorbeiging, dem glänzten die blanken Scheiben des Geschäftes entgegen. Auslage reihte sich an Auslage. Und groß prangte darüber in breiter Schrift: „Julius Gassenspieler und Sohn". Den Zusatz hatte der Sohn verlangt, als er von der Welt da draußen zurückkam und all die Neuerungen geschaffen wurden. Und der alte, immer lächelnde Julius Gassenspieler mit seinem schlohweißen Haar ließ seinen Sohn gewähren.

„Herr Julius" war der einzige, der „Welt" in das alte Städtchen brachte. Damit war er zwar zur maßgebendsten Persönlichkeit für seine Landsleute geworden, aber nicht für Maria. Wenn sie oft ihre Sehnsucht, ihre Weitenlust überkam und ein Fühlen, daß draußen alles anders als hier sei, da fiel ihr zuweilen der junge Julius ein, der ja die Welt gesehen hatte. Und wie war er! War so das Leben draußen, daß man daraus mit solchem Lächeln

Digitized by Google

zurückkehren konnte? Mit so sattem, befriedigtem, aber so gar nicht schönem Lachen? —

Lockten draußen nicht tausend Schönheiten?

Was das Heimatstädtchen ihr an Enttäuschungen bot, das lag aufgespeichert in Marias Seele, durch die ein einziges großes Sehnen ging.

Julius Gassenspieler ahnte nicht, wie er sich bei Maria unbeliebt machte, als er ihr eines Tages sagte, der alte Torbogen müsse weg; er passe nicht mehr in die Zeit. Und Julius' Vater habe auf seine, des Sohnes, Meinung hin im Gemeinderat beantragt, daß der Torbogen niedergerissen würde. Der Antrag wurde jedoch nicht angenommen.

Maria antwortete nichts; sie begriff aber nun noch besser, welch ein Mensch Julius war, nach dessen Meinung der alte Torbogen nicht mehr in die Neuzeit passe. Und er war doch mit seinen Rosen das Schönste von allem.

Derweilen schwatzte der stolze Gassenspieler neben ihr eifrig weiter vom Fortschritt; er redete sich geradezu in neuzeitliche Begeisterung hinein.

Von einem Gang war Maria zurückgekehrt und da war sie ihm begegnet; er hatte kehrtgemacht und war mit ihr gegangen.

All die Blicke der neugierigen Kleinstadtbewohner befriedigten Julius' Eitelkeit. Dreiste Blicke warf er zu den Fenstern hinauf, wo die hellen, dunklen und brandroten Köpfe lauerten. Er grüßte, grüßte wieder, hier ein drittes Mal und schon winkte er der nächsten einen Gruß zu. Ihm gefiel es hier besser als in der Großstadt, wenn er sich das auch nur heimlich zugab. Im großen Getriebe war er wie ein Sandkörnchen gewesen, hier galt er als der große, schöne Julius Gassenspieler, nach dem Dutzende Mädels die Köpfe reckten. Und er ging neben der Feinsten,

Digitized by Google

neben Maria, die wie eine seltene Blume war unter vielen landläufigen.

Sein Blick wanderte rasch; er betrachtete des Mädchens Gestalt und mußte fast lächeln. Maria schaute immer dorthin, wo es doch gar nichts zu sehen gab. Man konnte fast nie bestimmt sagen: jetzt sieht sie mich an, ich gefalle ihr, ich merk' es. Nein, man mußte sich immer fragen: woran mag sie eigentlich denken?

Maria wußte, warum die Mädchen von den Fenstern herab nach dem schönen, reichen Mann schauten; sie blickte geradeaus, mußte aber wohl oder übel auch öfters grüßen. Sie sah die krause Rike Bärbers, die Tina Reitler, die Relly Finkh; so nach und nach kamen sie ja an allen Häusern vorbei. Da stand das mittelgroße, weißgetünchte Schulhaus, das grell von den anderen abstach. Beim Fenster oder im Vorgärtchen, das kahl und unschön geziert war, stand oder saß Rike Bärbers, des Schulleiters Tochter. Man begriff nicht, wie ihre Üppigkeit inmitten des Kinderreichtums so gediehen war; die wollte nun geholt, in willensstarker Raschheit von einem Mann genommen werden. Doch die Rike war dem Julius zu derb. Des Friseurs Laden kam nach dem Schulhaus; aber Tina Reitler, des Haarkünstlers Töchterlein, erschien Julius zu matt mit ihrem weißblonden Haar und dem blassen Gesicht; da blieb von den dreien noch Relly Finkh. Die zeigte ihm zu unverhohlen, daß er um sie werben kommen könnte. Das tat Maria Schwanenberger nicht. Und vielleicht reizte ihn dies am meisten. Er grüßte die anderen wohl, achtete aber sonst wenig auf sie. Aber als sie jetzt so dahingingen, ohne viel miteinander zu sprechen, denn Maria verhielt sich abweisend, da sagte Julius wie beiläufig: „Sieh mal, die schwarze Ruhla!"

Maria wandte den Kopf nach einer bestimmten Rich-

Digitized by Google

tung; da sah sie unter dem Torbogen, dem sie nun nahe gekommen waren, in träger Haltung ein Mädchen stehen, das sie beide beobachtete.

Unwille schoß in Maria empor. „Die paßt gerade zu dem Torbogen," sagte sie und wollte hinzufügen: „Der mit seinem Rosengehege so viele Wunder verspricht."

Da sagte Gassenspieler: „Alle zwei dürften sie verschwinden."

Maria schwieg; Julius hatte sie wieder einmal falsch verstanden, sie sah den Torbogen mit anderen Augen an und wollte dieses Mädchen nicht davor sehen, und er verwarf beide in einem Atem.

Die schwarze Brigitte Ruhla reckte sich; ihr weißes Hemdleibchen, das sich über ihrem Oberkörper spannte, regte sich unter ihren Atemzügen; ihr enger, dunkelroter Rock ließ die Füße ein gutes Stück frei, die in nicht allzu zierlichen Schuhen steckten.

Der Julius bemerkte: „Da muß heute jeder Zoll zahlen, der hier beim Tor hereinkommt." Er lachte und nickte der Ruhla zu.

Maria senkte den Kopf und ging rascher; die paar Schritte bis zu ihres Vaters Haus waren schnell getan. Nun stand sie auf einer der paar Stufen, die zu der Haustüre führten, und hielt die Hände lässig gesenkt, sah mit kühlem Blick auf Julius herab, der jetzt, da sie auf der Treppe stand, kleiner als sie erschien. „Guten Abend!" sagte sie und drückte auf die Klinke der Haustür.

Ihre abweisende Kälte machte ihm die Hände zittern; er hob die Rechte, schwenkte den Hut und ging davon, fest, in seiner ganzen männlichen Kraft.

Wie er wieder an der Ruhla vorüberkam, die noch immer faul beim Tor stand, zog er einen Vergleich: die

Digitized by Google

da in ihrer Üppigkeit, die konnte man nehmen, wenn man wollte, und die andere war so spröde; die wartete wohl auf den Prinzen, der irgendwann einmal durch den alten Torbogen herein käme; da konnte sie noch lange warten. Er lächelte spöttisch.

Die Ruhla sprach ihn an: „Herr Julius, sind wieder Sachen zu holen bei Ihnen?"

Er überlegte einen Augenblick. Um alte Kleider kümmerte sich bei ihm daheim die Wirtschafterin, denn seine Mutter lebte seit Jahren nicht mehr. „Weiß nicht recht, fragen Sie mal," erwiderte er.

Die Familie Ruhla betrieb schon lange den Handel mit alten Kleidern; appetitlich war das sicher nicht. Julius spuckte unwillkürlich aus. Sein Blick wendete sich der Richtung des Stadtteils zu, in dem sich der winzige Laden befand, den die Ruhlas besaßen; in eine Gassenecke gedrückt, war er anzusehen wie ein Mensch, der die anderen zu meiden hat, und wie es die Art des Geschäftes mit sich brachte, sonderliche Achtung genoß auch die Familie Ruhla nicht. Den Handel führten nun Sohn und Tochter allein, seit der Vater nicht mehr lebte. Die Mutter besorgte ihnen die Wirtschaft.

Maria stand in der Stube bei ihrer Mutter; schwer drückte die Decke auf den großen, aber niederen Raum; aus der Helle des Tages gekommen, empfand Maria die Enge noch stärker.

Die Mutter betrachtete die Tochter prüfend; verhohlene Neugierde sprach aus ihrem Blick. Ein seltsames Kind; wie es jetzt lässig das Tuch von den zarten Schultern nahm und sich zum Fenster setzte. Oft, wenn Maria in die Stube trat, war es, als triebe sie etwas wieder fort. Frau Barbara Schwanenberger begriff ihr Kind nicht; sie war eine Tochter der Stadt, die bei ihrer Verheira-

Digitized by Google

tung nur die Wohnung geändert hatte. Drüben, auf der anderen Stadtplatzseite, stand ihr Elternhaus, des Bäckers Johann Karstner. Dort drüben, wohin man von den Fenstern ihrer jetzigen Wohnung recht gut sehen konnte, hatte sie in den gleichen niederen Stuben gelebt, in der gleichen Enge der Gesinnung. Aber Maria, die doch auch hier zur Welt gekommen war, besaß nichts von der Art der Mutter; die lichtgrauen Augen Frau Barbaras erhielten einen stechenden Ausdruck, als sie die Tochter beobachtete. War an ihr etwas Besonderes, weil der Vater dem Städtchen nur zugereist war, als er sich das Geschäft kaufte und sich dann hier verheiratete. Lag es vielleicht in des Vaters Wesen, fühlte der auch noch immer Sehnsucht nach draußen?

In Frau Schwanenbergers Gemüt saß das Mißtrauen lose, sie bedachte damit bald ihren Gatten, bald Maria. Aber am meisten sann sie über ihren Mann nach. Ob der nicht immer noch bereute, daß er sich in die Kleinstadt vergraben hatte? Er, der gereifte Mann! Dies Mißtrauen war grundlos; Marias Vater spürte keine Sehnsucht nach der Welt; nur das Geschäft machte ihm seit einiger Zeit Sorge, weil es nicht mehr so gut ging, seit eine Apotheke im Ort war und ein Farbengeschäft; beides hatte seiner Drogerie geschadet.

Er war bequem, war es in seinem ganzen Leben gewesen. Seine Lehrzeit hatte er bei einem Onkel durchgemacht und dort war es ihm gut gegangen. Dann war er bei einem fröhlichen Ausflug hierher gekommen, um einen Freund zu besuchen, war ein paar Wochen geblieben und hatte Barbara Karstner, die Bäckermeisterstochter, kennen gelernt. Da war der Plan entstanden, Barbara zur Frau zu gewinnen und mit dem bißchen eigenen Geld und ihrem Vermögen ein Geschäft zu

Digitized by Google

gründen. Einer, der lang tüftelte und die Welt sentimental nahm, war er nicht; Bier, das einmal im Glas ist, darf nicht lange stehen bleiben, es muß bald getrunken werden; so hatte Gottfried Schwanenberger seinen Gedanken bald zur Tat gemacht. Zwei Monate später war Barbara seine Frau, und wieder war ihm sein Glück zu Hilfe gekommen; auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes war der alte Besitzer eines Geschäftes gestorben und hinterließ keine Nachkommen, die es übernahmen. Dieses Haus kaufte er und fand guten Absatz für die Waren seiner Drogerie, die er einrichtete.

Nun gab es für ihn viel ruhige Zeit. Die Ruhe und das stete Gelingen seiner kleinen, in engen Grenzen gehaltenen Pläne brachten ihm ein behagliches Lächeln ins Gesicht; jeder Tag glich dem vergangenen, sein Leben seit seiner Heirat war ein einziger großer Werktag gewesen, aber kein harter und schwerer.

Nun, da er über die Fünfzig hinaus war, schien es zum erstenmal, als täte es not, den bisherigen gemütlichen Gang zu beschleunigen, damit das Geschäft nicht zurückging und auf der alten Höhe blieb. Aber Gottfried Schwanenberger besaß keine Anlagen zu besonderer Umsicht; was ihm bis jetzt geglückt war, das schien ihm sozusagen in die Hände gefallen zu sein. Er fühlte und sah wohl, die festen Grundmauern begannen zu wanken, aber er regte die Hand zum Abwehren nicht, er sann nur darüber nach, daß es nun nicht mehr so ging wie bisher, und seine Augen blickten hilflos nach der Möglichkeit einer Hemmung dieses Rückganges. Zwei Hoffnungen gab es, an die er sich zu klammern versuchte; da war Apothekers Magister, und Julius Gassenspieler, wer der Vernünftigere von beiden sein mochte, wußte er nicht; wie es auch kommen mochte, einer würde ihn von der Sorge um die Tochter befreien.

Digitized by Google

Auch Frau Barbara lebte der gleichen Hoffnung. Mit unverhohlenem Mißtrauen beobachtete sie die Schweigsamkeit Marias. Sie achtete nicht darauf, daß ihr Spätling, ein Bübchen von sieben Jahren, hereingehuscht kam und sein seidigblondes Köpfchen an Marias Knie schmiegte. Ohne sonderlich rege Gedanken hielt Maria ihre Hände auf den Kopf des Brüderchens. Sie war diese Liebkosung so gewöhnt, daß sie auf die Zärtlichkeit des Kleinen gar nicht besonders achtete.

Frau Barbara ging ein paar Schritte näher heran; während des Gehens suchte sie nach Worten und fand sie endlich: „Du, Maria! Wie war's mit dem jungen Gassenspieler? Macht er Ernst?"

Maria zuckte die Schultern. Es war nicht wie eine Verneinung, mehr wie ein Abwehren eines ihr unlieben Gesprächs.

Die Mutter nahm es nicht so. Jäh schoß eine unsichere, beklommene Sorge in ihrem Blick auf. „Du weißt es nicht? — Redet er denn nicht davon?"

„Nein."

„Nein —? Ist er so? Bringt dich bloß ins Gerede? Hält sich für zu gut, um dich zu nehmen?"

Unwille überschattete Marias Gesicht. Dem zu gut zu sein! Was doch die Mutter dachte! Diesem feisten, rohen Burschen.

Die Mutter schwieg und spann ihre Gedanken weiter. Ihre Tochter! Die sollte für einen zu gering sein? Die von solch einer Familie stammte? Die Enkelin des Bäckermeisters Karstner. Als sie selbst noch jung war und auf den Freier wartete, jeder hätte sie nehmen können. Der Beste! War sie doch eine der angesehensten Bürgerstöchter; sie hatte sich freilich den Schwanenberger gewählt, wohl weil sie ein bißchen übermütig geworden

Digitized by Google

war ob der großen Freierzahl, auf die sie rechnen konnte, und weil sie einen Besonderen bekommen konnte, einen Auswärtigen, der den anderen an Lebensgewandtheit über war. Sie hatte ihn genommen und die anderen laufen lassen. Nachdenklich blickte Frau Barbara vor sich hin. Größeres Ansehen hatte sie seit ihrer Verheiratung nicht genossen. Und jetzt? Ja, jetzt ging es zurück mit ihnen. War vielleicht das die Schuld, daß man ihre Tochter nicht mehr so hoch bewertete, und durfte Maria nicht nach dem Besten greifen, wie sie selbst einmal es hätte tun können?

In das volle Gesicht trat ein harter Ausdruck, und aus ihrer ärgerlichen Stimmung heraus sagte sie: „Er brauchte sich nicht zu schämen."

Das entlockte Maria ein kurzes Lachen. „Tut er ja auch nicht! Nur ich mag ihn nicht."

Die Frau blieb mit halboffenem Mund stehen und sah ihr Kind an, dem nicht einmal der Beste gut genug war, denn in ihren Augen war Julius Gassenspieler der Beste in der Stadt.

Lange blieb es still in der Stube. Auch der Kleine bei Maria schwieg, er hatte sein Köpfchen schiefer gelegt, sah nach dem Fenster und betrachtete die Fliegen, die am Glas auf und ab liefen.

Frau Barbara begann wieder zu sprechen: „Also du bist's, die heikel ist. Den willst du nicht, nach dem jede schaut. Der ist ja doch der Erste im Ort oder wird es sicher; der wird ja mal Bürgermeister. Den, wenn ich jung wär'..." Sie brach jäh ab; sie konnte ja doch nicht sagen, „den hätte sie selber mögen". In was für einem Licht stand sie da vor dem Kinde? Das nahm ihr ein Teilchen Respekt. So sprach sie weiter: „Dieses Geschäft — schau hinaus auf den Platz, es ist eine wahre Pracht, dieses Geschäft."

Digitized by Google

Maria lächelte.

Die Mutter lobte weiter. „Und innen, drinnen — haben sie alles was du willst, du brauchst nicht mehr um jede Kleinigkeit in die Hauptstadt zu fahren."

Das Köpfchen des Kleinen auf Marias Knien hob sich. „Ach ja, Maria, soviel zu kaufen! Und zu verkaufen! Den ganzen Tag möcht' ich den Leuten verkaufen helfen." Ein trüber Schein schlich über des Kindes Züge. „Und bei uns kommt jetzt so selten jemand."

Frau Schwanenberger stand stumm und sah auf den Buben herab. Sie konnte sich noch immer nicht zurechtfinden damit, daß dies Kind so spät gekommen war. Sie schien oft erstaunt, wenn das Kind neben ihr zu sprechen begann; sie kam sich schon zu würdig vor, um noch kleine Kinder zu haben, da mußte der Spätling unverhofft noch ins Haus kommen.

Maria hob das Köpfchen des Kleinen zu sich empor und sagte: „Ottli, wenn du groß bist, dann hast du ein schönes Geschäft und kannst verkaufen, gelt?" —

Es war Abend geworden und drunten im Erdgeschoß schloß der Gehilfe mit faulen Bewegungen die braunen Ladenflügel und verwahrte die Schlösser davor.

Gottfried Schwanenberger aber nahm mit seiner kurzfingerigen Hand seine paar Geschäftsbücher, blickte um sich, ob alles in Ordnung sei, verwahrte die Geschäftsräume und stieg mit seinen kurzen Füßen die Treppe hinauf.

Durch die Haustüre herein kam der Lehrling, der vorhin auf der Post gewesen war. Er lief die Treppe empor und blieb neben seinem Herrn stehen. Schwanenberger fragte: „Nun, was gibt's?"

„Nur ein Brief ist gekommen." Auf dem dunklen Treppenabsatz reichte der Bub das Schreiben hin.

Digitized by Google

Schwanenberger drückte die Klingel bei seiner Wohnungstür und konnte bald darauf eintreten. Er ging ins Wohnzimmer und setzte sich an den schlichten Schreibtisch, der nahe einem der drei Fenster stand. Ein wenig derb legte er die Geschäftsbücher auf den Tisch, und den Brief daneben. Schwerfällig setzte er sich und klappte ein Buch auf. Eine Drehung an dem elektrischen Knopf und über seinem Arbeitstisch leuchtete eine winzige elektrische Birne. Auf diese neuzeitliche Einrichtung war Frau Schwanenberger stolz; das hatten sie im Bäckerhause doch nicht gehabt. Sie warf einen Seitenblick auf ihren Mann, der jetzt nicht gestört sein wollte, wenn er nach Geschäftschluß, vor dem Abendessen, seine Bücher abschloß. Das mußte vorher erledigt sein, denn er sagte sich: „Was den Sinn beschwert, beschwert auch den Magen." Nun gab es leider seit langem für seinen Sinn Beschwernis.

Schwanenberger warf einen hastigen, scheuen Blick auf den Brief neben ihm, er öffnete ihn noch nicht; erst wollte er die Tagesrechnung abschließen. Und er zählte, addierte, summierte und war auch heute wieder mit dem Schluß nicht zufrieden.

Als er aber mit dem Rechnen fertig war, hob er den Kopf und sah zum Fenster hinaus. Sein Blick fiel auf das Haus gegenüber am Stadtplatz; das helle, breite Schild der Bäckerei der Karstner blendete ihn; das Geschäft betrieb Martin Karstner, der Bruder Frau Barbaras, und die Bäckerei florierte; war auch nötig, denn das Haus beherbergte einen Schwarm von Kindern; wie Pilze kamen dort die Kinder angerückt. Gottfried Schwanenberger nickte. Ja, wie die Pilze; und es machte doch nichts, der Geschäftsgang ließ dies Emporschießen kleiner Menschenwesen zu; bei ihm — ja, bei ihm waren nur zwei da und die Sorge dazu.

Digitized by Google

Verwundert zog er die Augenbrauen hoch. Die Sorge, die wollte kommen? Er hatte sie doch nie leiden können. Und als ob sie das gewußt hätte, war sie bisher im großen Bogen um ihn herumgegangen, und nun nistete sie sich doch bei ihm ein. Sie würde schon wieder gehen. Er stützte seine fleischige Rechte auf den Schreibtisch und wollte sich erheben. Da spürte er unter seiner Hand den Brief, nun sank sein Körper wieder auf den Sessel zurück. Bedächtig öffnete er den Umschlag; er kannte diese ungleichmäßigen Stimmungen unterworfene Schrift seiner Schwester und wußte auch, was sie schreiben würde. Die Hand, die das Schreiben hielt, schloß sich fester um das Blatt, je weiter er las.

„Lieber Gottfried! Antworten sollte ich Dir schon lange, ich weiß es, aber wenn in der eigenen Familie täglich Neues vorkommt, einen fast täglich neue Schrecken erwarten, dann denkt man nicht an andere Menschen und schreibt auch nicht, zumal ich Dir nur Schlechtes und Ungutes mitteilen kann. Lieber Gottfried, vor zwei Monaten fragtest Du, was mit dem Geld wäre, das Du uns vor längerem geliehen hast. Du wolltest es in der Fabrik meines Mannes arbeiten lassen. Du könntest die Summe nun selbst gut brauchen, schreibst Du, und es wäre Dir lieb, wenigstens einen Teil davon zu bekommen.

Lieber Bruder, mit schwerem Herzen teile ich Dir mit, daß uns von der Fabrik nur das Wenigste noch gehört. Soweit kam es, daß mein Mann in der gleichen Fabrik, die sein gewesen ist, nun als erster Buchhalter bleiben soll. Und er muß es tun, weil wir doch leben wollen. Ob und wann wir Dir von dem Kapital etwas zurückgeben können, ich kann es nicht versprechen, lieber Bruder, denn Versprechen geben, die wie im Wind rasch verfliegen, mag ich nicht. Soviel ich kann, will ich auch auf irgend

Digitized by Google

eine andere Weise meine Dankbarkeit zeigen. Vielleicht kann ich die Maria einmal zu mir nehmen, falls du willst, daß sie hier in der Großstadt etwas lernen soll. Und nun bitte ich Dich, daß Du uns für unser Unglück nicht zu hart verantwortlich machst.

Es grüßt Dich und die Deinen

Deine Schwester Anna."

Schwanenberger legte den Brief zusammen, steckte ihn zu sich. So stand es also. Darum ließ man ihn so lange warten.

Ein huschender Blick glitt zu seiner Frau hinüber. Hatte die hergesehen? Nein, sie deckte eben den Tisch. Nun blickte er seitwärts zum Fenster hin, wo Maria aus ihrer Versunkenheit erwachte und die geblümten Vorhänge zuzog.

Die zwei wußten nichts von dem ausgeliehenen Geld; er hatte es damals nicht nötig gefunden, seiner Frau etwas davon zu sagen. Deshalb konnten sie jetzt auch so ruhig sein; er trug allein seine Sorgen. Wenn man nie Sorgen gehabt hat, drücken sie im Alter doppelt schwer. Mißmutig sah Schwanenberger seiner Tochter zu, die zu Tisch ging. Mochte das ganze Haus zugrunde gehen; er fand keinen Ausweg; das Mädel mußte sich dann allein fortbringen.

Da gab es ihm einen Ruck. Maria hatte ihrem Brüderchen gerufen und der Kleine lief zu ihr. Da erging es ihm wie seiner Frau; er konnte sich auch nicht darein finden, daß das Kind so spät noch gekommen war, jetzt mußte man so weit vorausdenken, was bis vor kurzem schon in Jahren abzusehen gewesen, denn Maria war ja nun schon flügge geworden. Aber der Kleine! Nun war der da, und man sollte achthaben, daß das Geschäft nicht zurückging, um es dem Sohn zu erhalten.

Digitized by Google

Schwanenbergers Blick war noch gar nicht von aller Sorge frei, als Frau Barbara sich ihn zu mahnen getraute: „Gottfried, das Essen wird kalt."

Kaltes Essen liebte er nicht, und so ging er mit nicht allzu großen Schritten zum Mitteltisch, an dem außer den Familienangehörigen auch noch der Gehilfe und der Lehrling saßen. Heute zum erstenmal vielleicht ging Herr Schwanenberger nicht unbeschwerten Gemütes zu Tisch, also auch nicht unbeschwerten Magens. Mißmutig fuhr er mit seiner Gabel in die Knödel und ärgerlichen Blickes horchte er zeitweilig auf das laute Lachen des Gehilfen. Was der heute nicht alles daherredete, wo andere Menschen in Sorgen lebten!

Da bedrängten ihn schon wieder die trüben Gedanken; Zahlen und Summen stiegen vor ihm auf; so oft er versuchte, nicht mehr daran zu denken, im nächsten Augenblick fiel ihm wieder eine andere Zahl ein, oder der wortreiche, traurige Brief seiner Schwester.

Eben wollte er einen Bissen zu sich nehmen, da lachte er, in Gedanken verloren, laut und ingrimmig auf.

Frau Barbara erschrak und blickte ihn an. Was war denn das? Seit das Geschäft schlecht ging, benahm er sich manchmal so absonderlich.

Schwanenberger war es gerade eingefallen, daß seine Schwester als Entschädigung Maria bei sich aufnehmen wollte, falls die in der Großstadt etwas zu lernen beabsichtigte, das war ihm lächerlich erschienen. „Lernen", wo das Geld immer knapper wurde, wo das Klaviergebimmel, das Maria lernte, schon als Luxus gelten mußte, ein Luxus, den auszutreiben er willens war, weil kein Nutzen dabei herauskam. Aber Barbara in ihrer Großtuerei, die hatte ja auch drüben im Bäckerhaus die Melodie aufgebracht, so daß nun auch die Kinder droschen und fiedelten.

Digitized by Google

Schwanenberger war sonst selten verstimmt gegen seine Frau; aber Sorgen machen ungerecht und störrisch gegen andere, und der erste, der diese Ungerechtigkeit zu fühlen bekam, war Ottli. Kaum hatte das Bürschchen gegessen, da fiel des Vaters unwirscher Blick auf den Spätling. „Ottli, geh gleich schlafen."

Maria stand auf, nahm das Brüderchen an der Hand und ging mit ihm in das Zimmer, wo des Kindes Gitterbettchen stand.

Als sie wiederkam, fand sie bei Tisch nur noch Vater und Mutter. Der Gehilfe lief nach dem Abendessen noch für kurze Zeit in der Stadt umher; der Lehrling war schon hinauf in seine Dachkammer gegangen.

Maria setzte sich an ihren Platz beim Tisch. Und als sie die Eltern und sich sah, ging durch ihren Sinn: „Wenn ich jetzt durch das ganze Nest ginge, gaßauf, gaßab, in jedes Haus, überall wäre es wie bei uns. Überall die Hausfrau Strümpfe stopfend, strickend oder Wäsche flickend wie eben hier bei uns die Mutter es tut, und überall liegt die Zeitung auf dem Tisch, und der Hausvater liest darin.

Wie eingekerkert kam sich Maria vor, weil sie keinen frohen, hellen Ton hörte, keine weiche Stimme, nur das Klappern von Frau Barbaras Stricknadeln. Sie stützte sich schwer auf die Tischplatte. Dies tägliche Einerlei tat ihr weh. „Käme jetzt ein Schrecken ins Zimmer, ein Aufruhr, erträglicher wäre es als so," dachte sie sündhaft. Doch in jähem Vorwurf über ihr Denken nahm sie diesen frevlen Wunsch zurück.

Da hob Frau Barbara ihren Kopf und schaute über ihre Brillengläser, und in diesem Blick lag so viel engherzige Verwunderung über die Untätigkeit der Tochter, daß Maria pflichtbewußt sich Wäsche und Nähkorb holte und stumm zu arbeiten begann.

Digitized by Google

Die Uhr schlug und der Kuckuck setzte zur stündlichen Mahnung an, zur Mahnung, daß die Zeit eilt.

„Und das Leben steht still," dachte Maria.

Sie führte Stich um Stich; die Stricknadeln Frau Barbaras klapperten; Vater Schwanenbergers Zeitung raschelte.

Maria fehlten mit einem Male das Rascheln und Wenden der Zeitungsblätter; es blieb eine gute Weile still. Da mußte sie lächeln; auch Kleines, Altgewohntes entbehrt man; es gehört eben zum Tagestrab.

Maria sah auf, betrachtete ihres Vaters Gesicht und erschrak. Nicht Schläfrigkeit oder erhöhtes Interesse an einem bestimmten Artikel war die Ursache, daß das Blätterwenden aufgehört hatte. Die Züge des Vaters wechselten seltsam im Ausdruck; bald lag Zorn, bald Sorge, bald mühevolles Sinnen darin und dann wieder trübe Schlaffheit. Was war das? Das war ihr neu.

Unauffällig beobachtete Maria, rasche Blicke von ihrer Arbeit weg auf den Vater richtend, und erschrak dann doch, als er plötzlich auf den Tisch schlug und schrie: „Zu diesem Klavierbimmler gehst du nicht mehr, Maria. Verstanden?"

Maria ließ die Arbeit sinken, und Frau Barbara, noch unvorbereiteter als Maria, da sie die Miene ihres Mannes nicht beachtet hatte, legte ihr Strickzeug auf den Tisch und die Brille dazu.

Die beiden Frauen blickten den Mann fragend an. Darob wurde er noch unwilliger. „Ich hab's gesagt und weiter gibt's nichts." Ihm waren die Blicke der zwei unbequem, die so ruhig dasitzen konnten, wenn andere die harten Sorgen beschwerten.

Schwanenberger schaute glasig auf die erstaunten Frauen. Ja, ihr zwei, dachte er, eingewickelt seid ihr wie

Digitized by Google

in eine Decke, die wohlig und warm hält; unsereins strampelt im Wasser und ertrinkt. Ihm fiel nicht ein, daß er bis vor kurzem selbst wie in eine Decke gehüllt gewesen; so war die Sorge an ihm vorbeigegangen. Ihm wurde ungemütlich zumute. Barbara! Wenn die wüßte, wieviel von ihrem Geld flöten gegangen war, durch sein Verleihen an den Schwager.

Lange hielt dies unbequeme Gefühl nicht an; gleich brach wieder der Groll gegen die beiden Frauen durch, die da so ruhig saßen, ohne ihm zu helfen, ihm in seiner Not beizuspringen.

Da fielen ihm die beiden Männer ein, der Magister und Julius Gassenspieler. Er schaute seine Tochter an, die so harmlos dasaß und nicht ahnte, wie sie im Sinn des Vaters verkuppelt wurde. Gedanken schossen in seinem Kopf durcheinander, flink und schon wieder sorgloser. „Wie lange will denn der Gassenspieler noch Junggeselle bleiben, Mariechen?" fragte er nun sanfter.

Sekundenlang sah ihn die Tochter an und schwieg. Dann kam ein hartnäckiger Unwille in sie. „Ich weiß es nicht." Damit glaubte sie alles abgetan.

Aber Schwanenberger klammerte sich daran. „Weißt es nicht, so? Hat er dir's nicht gesagt?"

„Geht mich auch nichts an." Maria hielt ihren Blick auf die Wäsche gesenkt; trotzig begann sie wieder zu sticheln daran.

Des Vaters Antlitz rötete sich, in einem Gemisch von Zorn und Angst. „Geht dich nichts an?" wollte er fragen, aber er blieb still.

War Frau Barbara zu Anfang der Rede ihres Mannes betroffen, so schien die Verblüffung nun vorbei; sie rieb an der blauen Hausschürze die Augengläser blank und setzte die Brille wieder auf; ihre Augen senkten sich auf

Digitized by Google

das wieder zur Hand genommene Strickzeug. Aber sie sprach nicht.

Maria bemeisterte ein Unruhigwerden und Zittern ihrer Hände; sie sah nicht auf, als sorgte sie, in der Eltern Augen einen Wunsch zu sehen, dem sie nicht gehorchen konnte.

Der Vater begann, von seinen Sorgen bedrückt: „Besser früher als später, Maria. Sieh zu, daß er bald Ernst macht."

Maria schwieg. Die Eltern sahen sie fassungslos verwundert an. Maria, die sonst immer gefügig und freundlich war, tat, als hörte sie nicht. Die Mutter schob das Kinn vor; unter ihren Gläsern senkten sich die Lider noch tiefer über die Augen herab, als sie sagte: „Sie will nicht. Sie lebt nur in den Tag hinein."

Schwanenberger hörte vorerst nur das Strafende, Verweisende aus dem Ton dieser Worte; damit war ihm klar, daß sie mit ihm einig war, das gab ihm nun mehr Rückgrat und er sagte kalt: „Wir brauchen den Gassenspieler."

Da gab es Maria einen Ruck; ihr Kopf hob sich, ihr Blick glitt gegen das Fenster hin. Verschachert werden, wie ein lebloser Gegenstand, wie Ware. Jemand sollte die Macht haben und ihr sagen, befehlen: „Dort geh hin, dorthin gehörst du." Ihr Leben lang hier bleiben, zwischen diesen Häusern, diesen Menschen. Wie es in ihr aufjauchzte, wenn sie draußen vor dem Tor war, die Freiheit atmete, vor dem Tor mit den roten Rosen. Die waren hingepflanzt in diese häßliche Umgebung, die konnten sich nicht helfen, waren machtlos. Aber sie? Ihre Augen blitzten. „Ich aber brauche ihn nicht," sagte sie klar und fest.

Vor dem harten Klang verstummte der Vater sekunden-

Digitized by Google

lang. Seine Augen wurden kleiner. Gab es da Widerstand? Er liebte lange Kämpfe nicht, war froh, wenn die Geschichte bald ins reine kam. „Weißt du einen anderen?"

Maria lachte kurz auf, schüttelte den Kopf. Mußte man denn immer von einem anderen wissen, wenn man den einen nicht mochte? — Die Stadt hier mochte sie nicht, und die Menschen noch weniger. Sie sah plötzlich nicht mehr so recht die Stiche auf der Leinwand, es flackerte nur weiß vor ihren Augen.

Schwanenberger aber überkam nun eine wirre Unbeholfenheit; er befand sich in einer Lage, die sich nicht so leicht klären ließ. Nachdenklich sah er auf den grünen Papierschirm, der das elektrische Licht dämpfte, streckte die Füße von sich, hielt die Hände in den Taschen seines Rockes vergraben. Plötzlich sagte er gleichmütig: „Mutter, sei so gut und bring uns den Tee."

Frau Barbara legte still ihr Strickzeug beiseite und ging in die Küche.

Schwanenberger gab seine lässige Haltung auf. „Maria," sagte er rasch, „überleg' dir's gut. Wir brauchen den Gassenspieler."

Da ließ Maria ihr Nähzeug auf den Schoß sinken und sah fragend auf.

Und was der Mann der Frau verschwieg, bekannte er seiner Tochter; der schlechte Geschäftsgang war ja nicht mehr ganz verborgen geblieben, aber von dem Geld, das er ausgeliehen hatte, und das nun so viel wie verloren war, erfuhr nun Maria. Sie saß still und hörte nun, daß nicht alles so gleichförmig ruhig in dem Städtchen war, wie sie glaubte, daß die Sorge auch hier die Menschen heimsuchte, daß das Bürgerhaus Schwanenberger, das bis vor kurzem noch auf so festem Boden stand, sich nun nicht mehr den ersten Häusern der Stadt gleichstellen konnte.

Digitized by Google

Das fiel ihr ein und nebenher hörte sie die weitlaufende Rede ihres Vaters, griffen einzelne Worte davon in ihr Denken ein.

„Hör', Maria," sagte Schwanenberger überredend, „bisher ließ ich den Gassenspieler aus dem Sinn, dachte an den Magister. Aber Schwendtner wird nicht Apotheker, ich hab' es gestern erfahren, der Doktor will seinen Schwager herbringen. Da ist's also nichts damit." Er machte eine abtuende Handbewegung.

Da stieß Maria einen Laut aus, der halb ein Lachen war und doch spöttisch und zornig klang.

Schwanenberger stutzte. Er begriff seine Tochter nicht recht; die war anders wie seine Frau, die ihm keine Rätsel aufgab, über die man nachsinnen mußte; die verstand er. Aber er brauchte einen Schwiegersohn mit Geld, da mußte er sich doch ein wenig Mühe mit ihr geben. Er begann tastend zu forschen. „Der Schwendtner, der wäre dir wohl lieber gewesen?"

Er schaute sie betroffen an, denn Maria lachte laut auf. Es war auch zu komisch. Ob der Schwendtner ihr lieber gewesen wäre? Der wässerige Kerl, der doch gar nicht als Mann gelten konnte? Den schon gar nicht. Dann doch lieber — aber nein, auch den Gassenspieler wollte sie nicht.

Ihr Gesicht ward jäh blutrot. Wieder begriff der Vater nicht, was in ihrer Seele vorging, ahnte nicht, daß eine tiefe Scham in ihrer Seele emporwuchs, ein häßliches Empfinden, bei dem Gedanken an das Mannsbewußtsein des Gassenspieler, der jedem Mädchen zunickte, nur weil es ein Mädchen war.

Maria hob den Kopf, warf ihn trotzig zurück. Nein, solch einen Mann wollte sie nicht, der mit der schwarzen Ruhla redete, von dem man munkelte, daß er während

Digitized by Google

seines Fortseins so manche winkligen Gassen und Gäßchen durchschlendert hatte, Orte, die nicht zu den soliden gehörten. Denn so klein ist wohl kein Flecken Erde, daß nicht auch ein Gerücht hinfinden kann. Ob wahr oder nicht, das galt ihr gleich.

Immer sollte sie in dieser Stadt bleiben, eingekerkert zwischen unliebe Menschen? Nur, um das Ansehen der Familie zu retten? Noch halb in Gedanken, sagte Maria hart und bestimmt: „Ich will nicht. Ein für allemal nicht."

So hartnäckig war sein Kind? Der Groll darüber steigerte sich erst so nach und nach in ihm, als er sich all die Vorteile bedachte, die ihm nun verloren gehen sollten. Aber als er mit einem richtigen Donnerwetter beginnen wollte, denn der Groll war mächtig genug, da brachte die Mutter den Tee herein, den sie allabendlich nach dem Abendessen tranken.

Nun mußte Schwanenberger seinen Groll verbergen in weiser Vorsicht; denn ging sein Zorn mit ihm durch, dann erfuhr seine Frau schließlich noch unüberlegterweise von dem ausgeliehenen Geld. Und die brauchte das nicht zu wissen; das hatte er auch vorhin Maria gesagt.

Er stand vom Tisch auf, rückte ganz unnötig die Zeitung der Mitte des Tisches zu, ging ein paarmal im Zimmer hin und her. Sein Blick ging herum wie der eines störrischen Tieres, und er fand endlich etwas für seinen Groll; seitwärts auf einem niederen Kästchen lagen ein paar Notenhefte. Da schlug er mit der Hand darauf. „Wie gesagt, das Klavierzimbeln hört nun auf. Ich geb' kein Geld aus für unnützen Schlendrian, wenn nicht auch mein Wille geschieht."

Nächsten Tag war Sonntag. Ein blauer Himmel lag satt und doch weich über dem alten Städtchen.

Digitized by Google

Nachmittags war es und Maria hatte des Vaters Wirtshausbesuch und der Mutter und des Brüderchens Verweilen im Bäckerhause zu einem Ausgang benützt. Sie wanderte langsam dahin, übersah die ihr Begegnenden. Scherzreden rief man ihr zu, dort winkte ihr eine Bürgerstochter, der sie gleichgestellt war, aus einem Fenster zu; ein geschniegelter Bürgersohn grüßte Maria; ein alter Geschäftsmann, der eben dem Wirtshaus zustrebte, hielt sie an und ließ sie nicht locker, fragte über dies, über jenes, um schließlich eilig davonzulaufen, als er hörte, er könne den Vater noch im Gasthof treffen.

Über all diese Begegnungen wurde Maria endlich ungeduldig; kaum kam ihr ein Gedanke, wurde er schon wieder durch eine Anrede verscheucht.

Sie ging schneller. Nur fort aus diesen Gassen. Sie hatte einen Gang durch die Stadt tun müssen, einem Auftrag ihrer Mutter gehorchend, die einer befreundeten Bürgersfrau eine Nachricht zukommen lassen wollte. Aber nun war die Häuserreihe auf der einen Gassenseite zu Ende und der Hauptplatz kam.

An einem breiten Haus mit großen Auslagefenstern, die jetzt geschlossen waren, hastete sie unwillkürlich vorüber. Über dem Dachgeschoß prangte die Tafel: „Julius Gassenspieler und Sohn."

Eben wollte sie an der Haustüre vorbei, da grüßte einer. Ein trotziger Ausdruck lag auf ihrem Gesicht, als sie dankte. Der junge Julius war es, der von den Eltern für sie bestimmt war.

Er wollte die günstige Gelegenheit nützen, wollte stehen bleiben und zu sprechen beginnen, aber Maria eilte mit kurzem Wort weiter.

Er blieb stehen, sah dem schlanken Mädchen nach, spitzte den Mund zu einem leisen, vergnügten Pfeifen,

Digitized by Google

kehrte sich um und schwenkte seinen Spazierstock spielerisch in der Hand. Wie sie vor ihm davonlief; wie absonderlich das war; es wirkte fast komisch, und gefiel ihm doch. Nicht im geringsten geärgert, schritt er gemächlich weiter.

Maria ging nicht heim. Sie eilte durch den Torbogen, lief außerhalb noch ein paar Schritte und blieb dann stehen, tief aufatmend. Ein leichter, froher, warmer Schein beseelte ihr Gesicht; ihre Augen leuchteten.

Langsam ging sie noch ein Stück weiter, bis zu einem Häuschen, das vereinzelt fünf Minuten außerhalb des Torbogens lag. Ein weißes, einstöckiges Häuschen, mit Blumen vor den Fenstern, die nicht allzu groß waren; ein Gärtchen lag davor.

Marias Blick wurde fröhlicher. Sie zog die Klingel neben der Haustür.

Eine einfache, junge Frau öffnete ihr, lächelte und sagte ein freundliches Grußwort.

Maria ging die Treppe zum oberen Stockwerk hinauf. Die Sonne beschien die Treppe, und die weißgestrichene Türe oben im Flur.

Leises Tönen kam Maria entgegen. Musik durchklang das Haus.

Nun stand sie vor der weißen Tür mit dem blanken Schildchen: „Franz Undegger, Professor." Wie unten, so war auch hier eine Klingel angebracht und Maria setzte sie leicht in Bewegung.

Eine freundliche, ältliche Frau stand im Rahmen der nur wenig geöffneten Tür. Als die Frau Maria erkannte, sagte sie: „Der Herr Professor ist zu Hause."

„Ich höre es."

Vom Nebenzimmer vernahm sie nun deutlicher die Töne eines Klaviers. Sanfte, ruhige Klänge setzten aus in verrinnendem Spiel.

Digitized by Google

Nach einer Pause wollte Maria die Tür öffnen; da begann das Spiel wieder. Ein lachender Tanz, es war, als wäre es ein Spiel mit bunten Kugeln, die geworfen wurden, aneinanderstießen, auseinanderstoben, am Boden dahinrollten, und wieder zusammengerafft zu neuem Spiel gemengt würden.

Maria öffnete doch die Türe. Leise zog sie den Drücker hinter sich ins Schloß.

Der Spielende hörte sie nicht.

Aber Marias Gesicht erhellte sich, als sie auf dem Klavierstuhl die Gestalt erblickte. Weißes Haar hing langsträhnig um den länglichen Kopf; die Schultern waren leicht vorgeneigt und die Hände bewegten sich so flink auf den Tasten, daß man denken konnte, sie gehörten einer jungen Gestalt.

Maria stand hinter dem Professor und war noch immer nicht gehört worden.

Da legte sich Marias Hand auf die Schulter des alten Herrn.

„Meisterchen," sagte sie, „kommt da die Jugend wieder?"

Die Hände hoben sich und schoben rasch eine Brille zur Stirne empor. Und der Körper wandte sich halb herüber. „Maria! Einen so zu überfallen! Mich alten Mann."

„Der eben mit seiner Jugend kokettierte." Maria lachte.

„Kokettieren? Mit meiner Jugend?" Er stand auf, schob den Klavierstuhl zur Seite. „Ob es da überhaupt etwas zu kokettieren gibt?" Dabei holte er einen zweiten Sessel zum Klavier heran und lud Maria ein, Platz zu nehmen.

Er setzte sich wieder auf seinen Klaviersessel. Seine Hand strich leise über die Tasten. Dann sprach er wieder weiter. „Na, nicht ungerecht sein. Mit Zeitabschnitten aus

Digitized by Google

seiner Jugend kann jeder kokettieren. Ich auch. Auch vieles Hoffen ist schön."

Er nahm die Brille ab, legte sie seitwärts auf das Klavier. Sein Blick wendete sich jetzt Maria voll zu. „Aber, Fräulein Maria, heute, daß Sie heute kommen?" Ein rascher Blick nach dem Wandkalender. Er prüfte. Ja, es stimmte, die Zahl auf dem Zettel war rot. „Richtig, heute ist Sonntag, und an einem Sonntag kamen Sie doch sonst nie."

Marias ein wenig bleiches Gesicht belebte der Schein eines Lächelns. „Sonst nie. Ja. Aber heute. Haben Sie Zeit für mich? Jetzt? Zur Stunde."

„Ob ich Zeit habe? Selbstverständlich. Aber wollen Sie denn jetzt den Sonntag zum Wochentag machen?"

Wehmütig lächelnd strich ihre Hand über den Flügel. „Hauptsache ist, daß Sie Zeit haben."

„Das wissen Sie doch, der Sonntag zählt in meinem Stundenplan nicht."

„Ich dachte, daß Sie heute allein sein werden; darum kam ich."

Aus seinen hellen, rotgeränderten Augen blickte er sie fragend an.

Maria legte still ihre Hand auf den Arm des alten Herrn. „Nicht jetzt, Herr Professor, ja? Erst die Stunde."

Er rückte mit dem Klavierstessel ein wenig zappelig auf dem Boden herum, bis er den richtigen Platz fand.

Bald saßen sie nebeneinander, der alte Mann und das junge Mädchen, und Professor Undegger setzte seine Brille wieder auf. Seine feingliedrigen, schlanken Finger liefen über die Tasten, er begann ruhige und kluge Lehrworte zu sprechen.

Wieder legte Maria ihre Hand auf seinen Arm. „Nichts lehren heute, bitte. Nur spielen."

Digitized by Google

Er sah sie verwundert an, nahm aber dann die Noten vom Pult und legte andere auf. Pedantisch war er nicht. Wenn so ein junges Ding einmal von gelehrten Sachen nichts wissen wollte, warum sollte er dagegen sein? Jugend hatte vielerlei Interessen. Aber es zeigte sich ein kleines, humoristisches Lachen um seinem Mund und auch in seine Augen kamen fröhliche Geisterchen. „Also einen Unterschied wollen Sie doch auch haben zwischen einem Wochentag und einem Sonntag."

„Nein, Herr Undegger, das ist es nicht. Ob ich in der einen Stunde noch so viel lerne oder nicht . . ." Der Satz war nicht ausgesprochen, da sah Franz Undegger seine junge Schülerin befremdet an, aber er schwieg und nickte nur wie zerstreut.

Das Vierhändigspiel begann. Maria wählte sich ihre Lieblingsmeister, Schumann, Grieg, Beethoven. Und die Klänge schmeichelten sich wie Vertraute in ihr Gemüt.

Professor Undegger spielte; bereitwillig fügte er sich Marias Wünschen, und sein altes Gesicht, auf dessen Wangen es jetzt, während des Spiels, wie frische Jugendröte lag, war voll lebendigsten Ausdrucks.

Als nach manchem Musikstück ein „Lied ohne Worte" von Mendelssohn weich und warm ausklang, ließ Maria müde ihre Hände sinken; ihr Blick glitt im Zimmer umher. Zwischen diesen vier Wänden hatte sie kostbare Stunden erlebt, jenseits vom Alltag. Vor ihre Augen legte es sich wie ein Schleier. Das sollte nun alles für sie vorbei sein. Durch den Schleier hindurch sah Maria alle die Gegenstände im Zimmer, die ihr lieb und vertraut waren; den braunen Plüschdiwan, die Sessel, die schmalen, hohen Schränke mit Büchern, den Schreibtisch in der einen Ecke und darüber das Frauenbildnis mit dem schlichten Scheitel, das in den Augen ein stilles, freundliches Grüßen trug.

Digitized by Google

Während Maria in diese leuchtenden, freundlichen Augen sah, fiel ihr das ein, was sie von dieser Frau wußte, die dem kleinen Mann hier zur Seite gestanden hatte wie ein Kamerad. Die Frau, die ihn kaum merken ließ, daß ihr Mitgehen ein leises Leiten und Führen gewesen war, die ihn die Kümmernisse und Schmerzen so tragen gelehrt, daß er sie mit seinen Freuden verknüpft hatte, und ihm alles Schwere um vieles erträglicher geworden war, daß ihm sein späteres Leben ein Dank an sein Schicksal wurde, weil es ihm zwischen allen Enttäuschungen hindurch doch auch helle Freude geschenkt hatte.

Maria ruhte versonnen auf dem dunkelblauen Plüschsofa und sie empfand die Harmonie der leblosen Dinge im Zimmer mit den Menschen, die hier gelebt hatten und noch lebten.

Neben Maria saß Professor Undegger; der kleine Herr hatte still und nachdenklich vor sich hin geblickt. Aber allzu lange hielt er die Ruhe nicht aus, in der so viel Unausgesprochenes lag. Er war gewöhnt gewesen, mit seiner Frau alles zu besprechen. Und daß hier Unausgesprochenes lag, empfand er. Er tippte Maria auf die Schulter, schreckte sie damit auf.

Ein rasches Lächeln flog um ihren Mund, als sie die neugierige Unruhe des alten Herrn sah.

Er fragte auch schon. „Was ist denn, Fräulein Maria?"

Sie strich sich über die Augen, davor es noch immer wie ein leichter Schleier lag. „Ich dachte daran, Herr Professor, daß ich dies alles hier zum letztenmal sehe, daß es die letzte Stunde war."

Sein Kopf hob sich; er schaute sie ungläubig an.

Das sah Maria. Und sie schlug leise ein paar Tasten an und sagte: „Ja. Zum letztenmal."

„Wollen Sie denn nicht mehr kommen?"

Digitized by Google

„Es geht nicht immer nach unserem Willen. Ich darf nicht mehr kommen. Oder doch: ich dürfte, es ginge nach meinem Willen, wenn ich mich in den Willen anderer fügen könnte."

Professor Undegger begriff nicht, was damit gesagt sein sollte; er fragte vorsichtig: „Welchen Willen denn, Maria?"

Sie ließ die Hände von den Tasten sinken, wendete ihm ihr Gesicht zu. „Professor, was halten Sie von einer Verlobung, zu der man gezwungen wird, wenn einem damit auch alles Schöne aus dem Leben geht?"

Der alte Herr horchte auf, prüfte einen Augenblick ihr Gesicht, dann fragte er sachlich: „Wer ist es?"

„Julius Gassenspieler."

Der weißhaarige Kopf Undeggers senkte sich in stillem Nachsinnen. Dann erhob er sich, legte Maria die Hand auf die Schulter. „Kommen Sie, Maria, setzen wir uns an den Tisch."

Er ließ sie auf dem Sofa Platz nehmen, vor dem nach althergebrachter Mode der Tisch stand. Ihr gegenüber setzte er sich; er war eilig durch das Zimmer getrippelt in seiner etwas drollig-zappeligen Weise, saß nun an seinem Platz und tat gar nicht, als harre da eine Frage seiner Antwort.

Er betrachtete das Bild seiner Frau; sinnend und wie fragend. Erst nach einer Weile schien er sich zu erinnern, daß neben ihm ein junges Menschenkind saß, das einen Glückshunger und Sehnsucht nach Wundern in der Brust trug, und in dem all das Sehnen für immer erstickt werden sollte.

Die Sonne lag auf der dunklen Tischdecke und ließ auch das Dunkle froher, freundlicher erscheinen.

Der Professor hielt die Hände auf der Tischplatte ineinander gelegt und sah seine junge Schülerin an, dieses

Digitized by Google

weiche Gesichtchen, umgrenzt von aschblondem Haar, das aussah, als läge Silberstaub darauf, in diese Augen, in denen ein großes Erwarten lag. Und wie in einer Vision sah er den Mann daneben, dem man ein Recht auf dieses Kind geben wollte; er kannte Julius Gassenspieler, den großen, starken Menschen mit dem breiten Gesicht und den strahlenden Braunaugen.

Unwillkürlich reckte der alte Herr die eine Schulter ein wenig höher; das sah aus, als wolle er Unangenehmes abwehren. Und war auch so gemeint. Auch in ihm regte sich ein leiser Unwille, eine Abwehr, wenn er an Gassenspieler dachte; ohne daß der junge Mensch durch Worte dazu Anlaß bot, erweckte sein Äußeres einen frivolen Eindruck; sein Lachen klang laut, rücksichtslos, es hörte sich an wie ein Fordern, seine Lustigkeit unbedingt zu teilen. Und neben diesem robusten Menschen sollte dieses Kind bestehen? Nein, das war unmöglich. Der alte Herr schaute wieder in Marias helle Augen, und es schien ihm, als sähe er darin goldene Lichter und Flammen, von denen jede ein Wunder zu umstrahlen schien. Und er dachte: Wenn nun dies junge, wundersehnsüchtige Wesen solch einem Mann wie Gassenspieler gegeben würde, dann müßten die Flammen kleiner werden, verflackern, und einst schauen diese Augen wohl ohne die goldenen Lichter, die heute noch darin flimmern; er sah sie vor sich, diese lichtlosen, freudleeren Augen. Da legte sich seine Hand auf Marias schmale Hand, die über die Tischdecke strich.

Nun sah er das Spiel der Sonne auf der Tischdecke. Auch auf Marias Hand lag das Sonnenlicht jetzt. In Franz Undeggers Gemüt kam dadurch jäh das kindlichgläubige Vertrauen seiner verstorbenen Frau, die da immer gesagt hatte: „Kein Leid ist so tief, daß nicht die Sonne in solch einem Gemüt noch Platz findet; in ein

Digitized by Google

Winkelchen leuchtet sie schließlich doch noch. Und: jedes Leid ist so groß, als man es sich selbst macht." Da verlor sich das zage Gefühl aus seinem Gemüt und er sah nicht mehr so schwarz in die Zukunft.

Hatte Maria rasches Mitleid erwartet, so irrte sie sich.

Franz Undegger forschte: „Wie kam denn das so rasch?"

Maria erzählte ihm von dem schlechten Geschäftsgang und allerlei anderen Sorgen, womit sie das Bekenntnis der Schuldsumme umging, und zuletzt von Ottli, ihrem kleinen Bruder. Ein weiches Lächeln huschte über Marias Lippen. „Der arme kleine Kerl! Seinetwegen möchte ich wohl gern helfen, daß ihm Vaters Geschäft erhalten bleiben kann."

Undegger dachte: „Da ist schon ein wenig Sonne im trüben Gemüt." Und er knüpfte eifrige Fragen daran; er hörte, daß Maria an keinen anderen Mann dachte.

Und als sie nun fragte: „Was soll ich tun? Raten Sie mir," da huschte es erst wie ein stilles Träumen über des alten Herrn Gesicht; dann wurde der Ausdruck härter, bitterer, und ging schließlich in Wehmut über. Aus diesem Wehmutsempfinden heraus gab der Greis Maria die Antwort auf ihre Frage. „Kind," sagte er, „kein einziges Wunder erfüllt sich ganz. Ja, ja, man träumt so in den Tag hinein, wenn man jung ist, und die Wunder sind da. Und dann kommt das Leben, das nacheinander Enttäuschungen bringt, und jede der späteren Enttäuschungen wurde durch die Wundersehnsucht geboren. Sie wissen, Maria, auch ich hab' immer auf Wunder gewartet und bin doch nicht anerkannt worden in der Musik. Wäre meine Frau nicht gekommen und hätte mir gesagt: sei tätig, fleißig, aber sei draußen im Leben nicht sentimental, ich hätte nicht einmal das erreicht, was ich nun doch bin, Professor der Akademie mit einem auskömmlichen Ein-

Digitized by Google

kommen, freilich jetzt im Ruhestand. Sehen Sie, Maria, das war nicht das, wovon ich einst träumte. Ich sah mich als freier Künstler auf Konzertreisen. So weit hab' ich's nicht gebracht. Aber über meiner Wundersehnsucht wär' ich wohl alt geworden und hätt' gar nichts erreicht. Und darum, Maria, es ist besser, Sie sind nicht sentimental. Wissen Sie, ob sich je einer von Ihren Träumen erfüllt? Versuchen Sie zu halten, was Ihnen geboten wird."

Maria sah still auf die Tischdecke, auf ihre Hand, die im Licht der Sonne hell schimmerte. Undeggers Worte taten ihr weh; kühl und kahl wurde es in ihrer Seele.

„Ich soll Ja sagen?" fragte sie müde.

Er wollte zustimmen und bot dann doch einen Vorbehalt. „Eine Verlobung, Fräulein Maria, ist noch keine Ehe, kann Ihnen aber eine Probe werden, dann können Sie sehen, ob es ein zu scharfer Gegensatz zu Ihren Träumen wird." Er sagte das mit einem ganz leisen Scherzton, den Maria ungern hörte.

„Waren Sie immer so verständig, Herr Professor?" Ihre Worte klangen mißbilligend.

Der alte Herr lächelte wehmütig. „Ach, Maria, ich wurde erst ‚verständig', als ich schon gegen die Vierzig ging, als ich erkennen mußte, jetzt erfüllt sich keiner meiner Träume mehr. Und da war auch nicht ich so vernünftig, da gab ich dem klugen Sinn meiner Frau nach. Und darum, Maria, rat' ich Ihnen, schließen Sie in der Jugend schon mit der zu großen Sehnsucht ab, Jugend ist kräftig, überwindet es vielleicht leichter, ich war schon fast zu alt zum Verständigwerden."

Maria hörte nun weniger feindlich zu; sie dachte, „vierzig Jahre wurde er und mußte dann doch verständig werden".

„Ein bißchen Poesie muß ja überall dabei sein," sprach

Digitized by Google

der Greis weiter. „Meine Gertrud war trotz ihrer Klugheit die Poesie für mich.“ Ein kleines und doch hörbares Lachen klang von den Lippen des alten Herrn. Das hörte sich an, als würde er auf geheimen Wegen ertappt, als er jetzt sagte: „Und ein bißchen Poesie hab' ich mir ja auch behalten, hab' mir das Haus aufgesucht, wo meine Frau als Kind gelebt, gespielt hat. Das Haus hier, die Zimmer hier.“ Er schaute um sich und nickte dann. „Ja, ja, Kind, so eine Seele hat Flügel und weiß doch nicht recht wohin; hier endlich hab' ich Ruhe gefunden.“

„Weil Sie wieder träumen können, Herr Professor. Träumen über das Kindheitsleben Ihrer Frau, das sich hier abgespielt hat.“

Die Mädchenstimme drang an des Alten Ohr. Er horchte auf. Traf da das junge Ding das Rechte?

Er senkte den Kopf. Sie hatte recht; er träumte oft und hatte in seinem ganzen Leben zu viel geträumt.

Er sagte es ihr. „Und Sie, Maria, träumen auch zu viel, und sind zu sensiblen Herzens, das tut nie gut. Seien Sie kalt, Maria, daß Ihnen die Herzenswärme nicht den klaren Sinn verwirrt, so kann man noch am ehesten seine Wunder erleben, in Wirklichkeit erstehen sehen. Ich will Ihnen etwas sagen, Maria.“ Der weiße Kopf neigte sich dem silberblonden näher zu. „Ich hab' einen Kollegen gehabt, als ich noch Schüler auf der Akademie war, nicht Lehrer. Der Mensch lachte, wenn ich von meinen Träumen sprach. Sein Lachen war hart, aber der Verstand war geschmeidig. Nie gab er mir recht, scherzte über meine großen Pläne, die ich im Herzen trug, statt im Kopf. Und sehen Sie, Maria, der hat erreicht, was ich wollte, mit kaltem Herzen und zähem Verstand. Der hat heute als Virtuose erreicht, wozu mich mein Künstlertum nicht brachte.“ Die Worte waren zuletzt

Digitized by Google

trübe hingesprochen worden, fast ausdruckslos waren jetzt die Züge Undeggers.

Maria hielt den Kopf lauschend erhoben; sie hörte von zerstörten Wünschen anderer, und es kam eine unbewußte Demut in sie, die sich ihrem Geschick unterordnen wollte.

Dieser Demut, die das Mädchen überkam, bot der alte Mann noch mehr Nahrung. „Darum, Maria, sagen Sie jetzt ohne Herzenswärme Ihr ‚Ja', wer weiß, wie weit Sie dann noch kommen." Er sah sinnend in ihr zartes Gesicht, das ihm zu schade erschien für den derben Mann, bis ihm etwas einfiel, das ihn lebhafter machte. „Ein Gutes läuft da ja gleich im Anfang mit; Sie können das Geschäft halten für Ihr Brüderchen; es ist gut, Fräulein Maria, auch für einen Mann, wenn er in ebene Geleise treten kann."

Maria nickte, ein-, zweimal, stand dann auf und reichte dem alten Herrn ihre Hand. „Auf Wiedersehen, Meister. Ich kann ja nun so sagen, denn wenn ich in die Verlobung willige, wird heute nicht die letzte Stunde bei Ihnen gewesen sein."

Franz Undegger, der gleichfalls aufgestanden war, hielt Marias Rechte in der einen Hand und mit seiner anderen gestikulierte er erregt hin und her. „Was fällt Ihnen ein, Maria," sagte er in lebhaftem Vorwurf. „Das hätte ich doch nie zugelassen, wenn schon nicht auf Wunsch Ihrer Eltern, so hätten Sie doch auf meinen Wunsch kommen müssen." Eine versonnene Güte kam in seine Züge und die gestikulierende Hand legte sich nun ebenfalls zu seiner anderen auf die Marias. „Wenn auch aus dieser Verlobung nichts wird, so möchte ich Sie bitten, mich alten Mann nicht zu vergessen."

Maria ging neben dem Professor der Türe zu. Es war eine Unruhe in ihr. Heute zum erstenmal drängte es sie

Digitized by Google

auch aus diesem Zimmer hinweg, wo sie sonst so gern verweilte.

Als sie über die Treppe ging und auf die Straße, mußte sie denken: „Heute zum erstenmal hab' ich mir von dort oben nicht stille Ruhe mitgenommen."

Sie kam dem Torbogen näher und mit stummer Trauer umfing sie all das Blühen am alten Gemäuer. Zärtlich strich Marias Hand zwischen den Blüten durch, und ihr Blick nahm sich die Schönheit mit in die Stadt, zwischen die Mauern, die glatt und kahl dastanden.

Während sie die Stufen zum Vaterhaus emporschritt, entsann sie sich der Worte: Mit kaltem Herzen kann man eher zu seinen Wundern kommen. Vielleicht gelang es auch ihr.

In der Wohnstube saßen die Eltern und das Brüderchen um den Tisch. Der Vater mit einer unguten Wettermiene im Gesicht, die Mutter mit einem erstaunt fragenden Blick. Maria achtete nicht darauf.

Aber als ihr Ottli fröhlich entgegensprang, sein weiches Händchen in ihre Hand legte, sich mit dem Köpfchen an Maria schmiegte, da beugte sich ihr Gesicht tief herab auf das Seidenhaar des Kindes, und ihre Lippen drückten sich darauf. „Du sollst es gut haben," flüsterte sie kaum hörbar. Sie richtete sich auf, stand streng und kühl im Zimmer. „Wenn Herr Gassenspieler um mich anhält, will ich ‚Ja' sagen."

Sie sah nicht die Befreiung des Vaters, nicht den Stolz der Mutter, deren Doppelkinn mit einem Male viel behäbiger erschien, sie blickte nur in sich hinein und wußte, daß da alles kalt und leer war.

Maria brauchte nicht lange zu warten, bis Julius um sie anhielt. Als er sah, daß sie ihn nicht mehr ab-

Digitized by Google

wehrte, als er ihre stille Bereitwilligkeit, mit ihm zu sprechen, gewahrte, da gab er das gutmütige Zuwarten auf, nützte die Gelegenheit und griff zu.

An einem Abend, da die sinkende Sonne glührot brannte, daß die alten Mauern zu brennen schienen, hatte Maria einen Spaziergang zur Stadt hinaus gemacht, ihr Brüderchen hielt sie an der Hand, sonst war niemand bei ihnen.

Da trafen sie Julius Gassenspieler. In seinem vollblütigen Gesicht leuchteten die Augen, als er das junge Mädchen gewahrte, und ein verstohlenes Schmunzeln lag um seinen Mund. Er verbarg es rasch, als er näherkam; brauchte sie denn zu wissen, daß er sie gesucht hatte?

Maria wandte rasch die Augen ab vor seinem Blick, der immer ein Entgegenkommen in dem ihren zu suchen schien, aber sie duldete seine Worte und trieb auch nicht wie früher zum raschen Heimgehen. Wenn es doch einmal so kommen sollte, dann nützte ein Hinauszögern nicht; eine Freiheit, die nur noch gestundet ist, was ist die wert!

An diesem Abend warb er um sie. Maria gab ihr Jawort, und dachte dabei: nicht jeder Braut wird so zumute sein, so kühl und fremd. Was machte dies Wörtchen „ja" aus; es setzte keinen Sturm in ihrer Seele, nur das beklemmende Wissen: über kurzem gehörst du dir nicht mehr. Das ist nun gewiß.

Ihm hob es jedoch die Brust, kräftig und wie befreit. Und Maria dachte: „Ich muß ihn doch ansehen, sonst denkt er, ich bin zu verwirrt." Trotzig hob sie den Kopf, sah ihn an, fühlte seinen strahlenden, besitzergreifenden Blick. Da wich doch die Ruhe von ihr, und es trieb ihr eine heiße Welle ins Gesicht. Nun empfand sie deutlicher denn je, was das kleine Wörtchen „ja" bedeutet. Ihre

Digitized by Google

Zähne gruben sich in tiefem Schrecken in die Unterlippe. Er wollte sie küssen.

„Auf offener Straße?" entgegnete Maria ausweichend.

Lachend erwiderte er: „Wo keine Menschenseele ist."

Und es war so. Sie wußte es ja, ihre Worte waren nur eine Ausflucht gewesen. Als der starke Mann sie in seinen Armen hielt, ging ein Schauer durch ihren Körper und sie schloß die Augen.

In ihrer Rechten fühlte sie das Kinderhändchen Ottlis und sie preßte es fest, als ob sie daran einen Halt suchen wollte, als ob sie nur wissen wollte, daß jemand um sie sei, daß sie nicht allein mit dem Mann war, dem sie noch immer nicht geneigt war.

Zwei Tage danach war die Verlobung, und weil es so hergebracht war, eine Verlobung zu feiern, so geschah es auch diesmal. Marias Mutter eilte in Geschäftigkeit von einem Zimmer ins andere wie eine schwere Henne, die fliegen will. Frau Barbara wollte sich nicht spotten lassen, und die Kuchen kamen einer nach dem anderen aus dem Rohr und standen dann lockend und goldbraun auf dem Anrichtetisch.

Vater Schwanenberger, der tagsüber einmal in die Küche kam, schlug die Hände zusammen ob dieser Kuchenreihe. „Du willst uns wohl ruinieren?" sagte er und rieb sich schmunzelnd die Hände im frohen Vorgefühl des festlichen Abends.

Frau Schwanenberger schlurrte in ihren Hausschuhen in großer Unrast hin und her, vor der auch der Hausherr schleunigst auswich, und sich nur eng an den Türrahmen drückte, um dem geschäftigen Treiben in der Küche so zuzusehen.

Frau Barbara hatte stark erhitzte Wangen und ließ die Ärgerniswolke, die sie auf die Stirn bekommen, als ihr,

Digitized by Google

Ehegatte ihr auch noch ins Gehege kam, nun fallen. „Die Maria könnte einem auch helfen," rügte sie die Abwesenheit der Tochter.

„So sag's ihr doch."

Frau Barbara rieb eben einen Kuchenteller blank, das Dienstmädchen holte gerade beim Fleischer den Braten, da waren die Eheleute unter sich.

Frau Barbara wischte und putzte, so daß der blumige Teller gleißte und glänzte.

„Hab' ihr's doch gesagt. Aber sie will nicht, hat sie geantwortet. Gerade heute nicht, wo's doch so viel Arbeit gibt, und sie doch sonst oft genug hilft."

Schwanenberger wußte nicht recht, was er antworten sollte; er gab seiner Frau recht, aber er mochte Maria nicht grollen, die ihm doch mit dieser Verlobung seinen Willen erfüllt. „Laß heut' dem Kind die Freude," sagte er schließlich. „Es ist doch ein Festtag für Maria!" Er ging wieder in sein Geschäft hinab.

Maria empfand den Tag nicht festlich; darum würdigte sie auch die Kuchen keines Blickes; obwohl sie sonst gern beim Kochen half, lehnte sich der Trotz in ihr auf; mochten die anderen den Tag feiern, ihr war es ein Tag, der ihr ein enges Geleise gab für die Zukunft. Und wenn links und rechts das Schöne lebte und blühte, für sie sollte es nicht mehr da sein. Und sie nahm sich vor, von nun an, wo sie nichts mehr erhoffen konnte, mit geschlossenen Augen vor der Zukunft zu stehen.

Der Abend vereinte das Elternpaar Schwanenberger, die Bäckermeistersfamilie Karstner, Maria und Julius Gassenspieler und Sohn.

Zu Anfang war auch Ottli da; doch als er genug Kuchen verspeist hatte, brachte ihn Frau Barbara zu Bett.

Als der Kleine zum Gutenachtsagen zu Maria heran-

Digitized by Google

kam, da drückte sie ihm ihre Hand auf sein Köpfchen wie im Segen. Als ob der Kleine wüßte, wieviel er zum Zustandekommen dieser Hochzeit beigetragen hatte, kletterte er auf Marias Knie, und die Kinderärmchen umschlangen fest den Hals der Schwester.

Marias Augen senkten sich auf das Kinderköpfchen. Als sich ihr Blick dann groß und klar hob, traf er den lächelnden, strahlenden des jungen Julius.

Da zog sie das Kind herab von ihren Knien und ihr Blick verschleierte sich. Dann waren die Großen unter sich, und es lief manche Neckrede um.

Das schlohweiße Haar des alten Herrn Gassenspieler paßte gar nicht zu dem übermütigen, lebenslustigen Gesicht; er scherzte am meisten. Und sein Sohn fand nur ein Lächeln darüber, kein Lachen wie sonst; dieses Lachen schien ihm heute verloren. Er warf nur verstohlen rasche Blicke auf das junge, schlanke, feine Mädchen, das neben ihm saß.

Man neckte Maria, daß sie zu still blieb. Doch Julius sagte kein Wort dazu; ihm war ihr Wesen so recht passend, so recht neuartig für ihn. Weiber, die ihm bei jeder Gelegenheit am liebsten um den Hals fielen, konnte er alle Tage haben, solche Mädchen braucht man nicht zu suchen, die liefen einem von selber in den Weg.

Maria tat dies nicht. Die lief eher fort von einem.

Da faßte Julius jäh die Hand Marias und lachte dann vor ihrem erstaunten Blick leise und verlegen belustigt auf. Da war ihm gewesen, als liefe sie ihm richtig davon.

Man rechnete den Zeitpunkt der Hochzeit aus. Zählte die Monate, Wochen, Tage, besonders der alte Gassenspieler drängte dazu; seine Augen schauten so keck, ihr lächelnder Ausdruck streifte ans Frivole.

Digitized by Google

Mit einem huschenden Blick verglich Maria Vater und Sohn, und unter dem Tische preßten sich des Mädchens Hände schmerzend ineinander. Noch schien der Jüngere der Bessere zu sein, weniger widerlich; würde er im Alter auch so werden wie sein Vater?

Der alte Gassenspieler rechnete auf eine Verlobung von zwei, drei Monaten. Und die Eltern Schwanenberger waren zufrieden.

Man fragte Maria. Und als die fühlte, daß man begierig lauerte, und daß man eine möglichst kurze Frist von ihr erwartete, da ging ihr Blick sachte im Kreis herum. Sie sah die ängstliche Spannung des Vaters, das gebietende, ernste Gesicht der Mutter, das erwartungsvolle Lächeln des alten Gassenspieler, der sich anscheinend nicht gedulden konnte, seine alten Tage neben einer jungen Ehe zu verleben. An Karstners lag Maria wenig. Zuletzt schaute sie Julius an und empfand das Besitzergreifen in seinen Augen.

Da kam in ihren Blick eine Kälte, eine Härte, ein letztes Abweisen. „Vor einem Jahr denke ich nicht daran," sagte sie. Und als sie in aller Augen die Enttäuschung, das jähe Zurückfliehen der Erwartung sah, da huschte es in stiller Schadenfreude über ihre Seele.

So ganz gehörte sie ihm doch noch nicht, so rasch konnte man sie doch nicht ausliefern; noch gehörte sie sich selber. Mit einem unbeirrbaren Lächeln hörte sie die Proteste an, ließ alle auf sich einreden und beharrte auf ihrem Willen.

Man fragte Julius, der die letzte, die gültige Einwendung machen sollte. In seinem Blick war das Besitzergreifen zurückgewichen, lag verborgen im Dunkel der Augen, mühsam beherrscht. Dann gab er die Antwort. „So warten wir eben ein Jahr."

Digitized by Google

Das trug ihm einen raschen Blick Marias ein. Keinen zärtlichen, guten; aber ein ruhigerer, zufriedenerer war es als die übrige Zeit her.

Die Verlobung war Alarmnachricht für das Städtchen; auf flinken Füßen sprang das Geschwätz von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, von Geschäft zu Geschäft. Wie wurde Maria beneidet; all das Fenstergucken, das Plaudern mit dem schönen Julius war vergeblich gewesen, es hätte doch so viele heißblütige Bürgerstöchterlein gegeben. All die dreisten, kecken Blicke, mit denen Julius nicht gespart hatte, wurden aufgezählt und da kam eine schöne Zahl zutage; die Blonde, die Braune, die Rote, die Schwarze, jede zählte eifrig die Blicke, die sie empfangen, die sie selbst ihm entlockt hatten. An den Fingern zählte sie manch eine, und man kam zu dem Schlusse, dem schönen Julius war diese Verlobung mit der essigsauren, kaltblütigen Maria aufgezwungen worden.

Manch eine lachte unter den Leuten mit erkünsteltem Gleichmut und ballte, wenn sie allein war, die Hände, manch eine weinte verstohlen über die ihr verlorene Mannesschönheit, eine dritte erzählte eifrig und aufgebracht von dem heimlichen Männerfang der Maria, von dem man gar nichts gewußt habe, und einer vierten schien die Geschichte noch nicht aufgebenswert und sie nahm sich vor, von nun an erst recht nicht mit lockenden Blicken zu sparen, denn man konnte nicht wissen... Eine Verlobung brauchte man noch nicht als vollwertige Abtrünnigkeit anzusehen.

Auch in den Laden, der eng in eine Gassenecke gedrückt lag, kam die Nachricht von der Verlobung; der Bruder der jungen Ruhla brachte die Botschaft von einem Hausiergange heim.

Digitized by Google

Die Nachricht, die für ihn alltäglich war, nur gerade wert, samt einem alten Kleidungsstück fortgetragen und in ein anderes Haus gebracht zu werden, brachte seine Schwester auf und setzte ihr Herz, das immer rasch zu glühen begann, in hellen Brand. Und der Brand wurde zum Scheiterhaufen für die anständige Gesinnung der Brigitte Ruhla. Sie hatte so heißes Blut in den Adern und war jedem in aller Heimlichkeit willfährig genug. Bei Tage hatte man nur ein Übersehen oder ein rasches, begütigendes Lächeln für sie, das hieß: „Sei ruhig, ich kenne dich schon, nur braucht es niemand zu wissen."

Und sie wollte nicht nur so in aller Heimlichkeit begehrt sein, weil sie die Ruhla aus der Wassergrabenecke war, weil dort der Eltern Geschäft stand und nicht breit und massig auf dem Stadtplatz, wie das des Gassenspieler und der Schwanenberger.

An dem Tag, als Brigitte von der letzten Neuigkeit der Stadt erfuhr, vergaß sie alle Arbeit. Der Bruder ordnete eben Waren im Laden, und im Halbdunkel hob sich seine große, massige Gestalt schwarz ab. So dunkel und drohend stand nun die Nachricht in der jungen Ruhla Gemüt. Konrad sah die Untätigkeit seiner Schwester, und das störte ihn in seiner rastlosen Geschäftigkeit. Draußen in der kleinen, finsteren Küche hantierte die alte Mutter und rüstete zum baldigen Abendessen. Und hier stand die Schwester und tat nichts.

Konrad knüpfte die großen Bündel alter Kleider auf, die er eingehandelt hatte, wandte sich halb herüber. „Na, du —?" forderte er die Schwester zur Hilfe auf.

Die Schwester stand unter der schmalen Gewölbetüre; ihre Augen glänzten und flimmerten unstet. Das sah der Bruder trotz der Dunkelheit. Konrad betrachtete sie darum ein paar Sekunden länger. Was machte das Mädchen

Digitized by Google

für gefährliche Augen? War da jemand in der Nähe, dem sie solche Blicke zuwarf? Konrad wußte, sie tat das gerne.

Nach ein paar Schritten trat er unter die Türe, an der Schwester vorbei, schaute nach links und rechts und warf einen forschenden, unbefriedigten Blick auf Brigitte.

Dann ging er wieder ins dunkle Innere des Gewölbes und arbeitete weiter.

Er wußte nicht, was sie hatte. Schwerfällig sann er nach; da erinnerte er sich. Was hatte er doch erzählt? Etwas, das für ihn belanglos war.

Es fiel ihm ein. Und da es ihm einfiel, wandte er sich wieder um und forschte in ihrem Blick. Nochmals trat er jetzt unter die Türe, stellte sich neben die Schwester und folgte aufmerksam ihrem Blick. Dort, wo die finstere Gasse sich in den hellen Platz verlor, ersah man bis hierher fast die Hälfte der breiten Auslagen des Gassenspielerschen Geschäftes.

Dumm war Konrad Ruhla nicht. Und wie er jetzt den heißen, glühenden Blick der Schwester sah, da fielen seine Hände schwer auf ihre vollen Schultern herab. „Laß nur, Gittl, der dort unten — das können wir auch noch. Wir kriegen es auch noch so."

Brigitte sah den Bruder verloren an, und dann, als sich Konrads Hände von ihren Schultern lösten, trat sie hinaus auf die Gasse.

Brigitte rückte die Schultern, und das sah aus, als wäre ihr ihr ganzes Leben unbequem, sie sah dem Platz entgegen und kehrte ihm dann doch den Rücken.

Ein breites Haus versperrte die Querseite der schmalen Gasse und gegenüber der Ecke, wo das Geschäft der Ruhla lag, befand sich ein ganz enger Gang, der einzige Durchschlupf durch dieses düstere Ende des Gäßchens.

Digitized by Google

Diesen engen Gang entlang schritt die Ruhla, und der dunkelrote Rock umstraffte die kräftige Körperform des vollerblühten Mädchens.

Als sie aus dem engen Gang hinaus kam und das Ufer des grünen Flusses vor ihr lag, der sich auf diesem Rande des Städtchens entlang schlich, da stand sie still und sah in die trübe schimmernde Flut.

Vor ihren Augen stand ein Bild, das sich ihr vor fast einem Jahre an der Stelle geboten. Da hatte man im Fluß die Leiche eines jungen, kindlich schmalen Mädchens gefunden. Selbstmord sollte es gewesen sein. Ob sie auch da hinunter wollte? Brigitte lachte. Nein, sie dachte nicht daran. Wenn schon der eine sie nicht mochte, daran lag ihr nicht viel; es gab andere genug. Geringschätzig schürzten sich ihre vollen Lippen. Das junge, schmale Dingelchen damals, ja, für das war wohl sicher nur der eine Einzige dagewesen. Langsam ging sie den Fluß entlang, ihr Körper spürte die abendliche Kühle nicht.

Der eine Einzige? So einen brauchte sie ja nicht; bei einem Mädchen, wie sie war, blieb auch nicht nur einer, sie war ja kein so junges, schmales Dingelchen.

Dort, wo ein Brückchen über den Fluß führte, blieb sie wieder stehen. Ein junges, kindlich schmales Dingelchen? — War denn die nicht auch so kindlich schlank, die ihr den nahm, an den sie eben dachte? Sie biß in heißem Zorn die Zähne in die Lippen. Sollte ihr einziger Vorzug, den sie hatte, nichts mehr gelten? — Konnte da so eine kommen mit kühlem Blut und den Sieg haben? Gegen sie? Ob das möglich war?

Ohne des Weges zu achten, war Brigitte wieder umgekehrt und achtlos an der Stelle vorbeigegangen, wo das enge Gäßchen auf das breite Ufer mündete. Sie kam weiter, dorthin, wo eine andere Gasse ebenfalls dem

Digitized by Google

Platz zulief. Einsamer als hier war es am Flußufer gewesen. Hier traf Brigitte manchen biederen Bürger, der sein warmes Hauskäppchen mit dem Hut vertauscht hatte und nun dem Wirtshaus zustrebte zu einem Abendtrunk. Mancher allzu freundliche, vielsagende Blick streichelte das Mädchen, das des Weges schlenderte. Und wie die Ruhla diese Blicke sah, von denen schon ein gut Teil der Tagesscheu abgefallen war, da ballte sich ihre Hand. Jetzt kam ja die Zeit, wo man sie, das Mädchen aus der finsteren Gassenecke, mehr beachtete.

Vor ihr trat eben ein alter Herr aus einem Haus, ein Mann mit weißem Haar und frischem, lebensfreudigem Gesicht. Sie blieb stehen und blickte dem Vorübergehenden nach. Und das mußte der merken, denn er wandte den Kopf und lächelte ihr zu. Da drehte ihm die Ruhla brüsk den Rücken. Verachtung zuckte um ihren vollen Mund. Der da, was ging der sie an? Auch von dem fiel jetzt am Abend die bürgerliche Scham ab.

Noch immer stand sie und sah jetzt, wie eine gewichtige Frauengestalt aus dem gleichen Haus trat, aus dem der alte Mann gekommen war. Die sah das still dastehende Mädchen, und ein hochmütig-erstaunter Blick musterte sie von den Füßen bis hinauf zum Kopf. Die Frauengestalt war die Köchin der Gassenspieler. „Ei freilich," dachte Brigitte, „die ist ja alleinige Herrin im Gassenspielerschen Haushalt." Lebte doch die Frau Gassenspieler schon seit Jahren nicht mehr. Spöttisch schaute Brigitte der Köchin nach; dann ging ein Zucken durch ihren ganzen Körper. Der alte Gassenspieler war fortgegangen, die Köchin trug einen Bierkrug in der Hand, und Brigitte wußte, bei der konnte man auf ein Plauderstündchen rechnen, wenn sie einmal fortging; folglich war da oben einer allein. Für wen sonst holte die Köchin Bier? Bri-

Digitized by Google

gitte dachte nicht mehr lange nach, stand nicht mehr stille, sie huschte durch das Haustor und über die Stiege hinauf.

Die Klingel schrillte, so heftig riß das Mädchen daran. Atemlos wartete sie, ob sie nicht doch über das schmale, schlanke Ding siegen würde, während es dunkel in des Mädchens Wangen floß. Die Türe wurde geöffnet. Julius, in einer gemütlichen, weiten Hausjoppe, stand vor ihr, sah sie verdutzt an, ein, zwei Sekunden, dann erschien auf seinen Lippen sein altes, eitles Lachen. „Sie wünschen?" fragte er, als sie noch immer schwieg, und in seiner Stimme lag doch schon die Antwort.

Das empfand sie, und es huschten ihr ein paar hastige, wie in Trotz hingeworfene Worte vom Mund. „Kann ich gebrauchte Kleider haben?"

Julius begriff; das war nur eine Redensart. Er schwieg, behielt die Hände in seinen Rocktaschen und sah Brigitte an. Verwirrend und betörend war sie und schön.

Da schien es ihm, als stünde neben der üppigen Gestalt eine andere, feine, schlanke, mit einem weichen, zarten Gesichtchen, und in sein eitles Lachen mischte sich eine kaum merkbare Weichheit; dann wurde er ernst. „Es tut mir leid," sagte er, deutlich abweisend, „es ist jetzt niemand zu Hause, kommen Sie bei Tag. Guten Abend."

Vor Brigitte wurde die schwere Tür ins Schloß gedrückt und das hörte sich an, als hätte der Mann dort drinnen ganz energisch mit etwas abgeschlossen.

Bloß eine Sekunde stand die Ruhla atemlos, dann huschte sie flink die Treppe hinab. Unter der Haustüre blieb sie stehen, sah nach rechts und links. Die Röte ihrer Wangen war jetzt fort; bleich und hagerer als sonst sah ihr Gesicht aus.

Es gab jetzt viele, die das Mädchen gewahrten. Die

Digitized by Google

Lockerheiten, die sich tagsüber verbargen, waren erwacht. Die Ruhla konnte das nun bald merken. Sie stand noch immer auf einer der paar Stufen, die zur Haustüre hinanführten. Stand und lächelte über diese Blicke. Da liefen viele vorüber, die am liebsten bei ihr stehen geblieben wären. Und dort droben war einer, der nichts von ihr wissen wollte, weil er sich in ein schlankes, stolzes Dingelchen vergafft hatte.

„Was wollen Sie denn da?" fragte eine Frau barsch neben ihr.

Die Ruhla fuhr herum, und ihr Blick traf den strengrichterlichen, messenden der Köchin. Brigitte hatte ihr Kommen übersehen. Rasch trat Brigitte zur Seite und die Stufen hinab. Oben am Fenster stand Julius; sein scharfer Blick folgte der üppigen Mädchengestalt, die eben noch unter der Türe gestanden hatte. Er fand sie endlich, wie sie vom Haus forttrat und sich in lässigen Bewegungen entfernte. Julius sah, wie sie dahinschritt, sah, daß man sie viel beachtete, und daß sie zuletzt nicht mehr allein ging. Er lächelte; mochte sie gehen. Besser, sie war für andere da als für ihn, denn vorhin — ja, vorhin — beinahe wäre es da umgekehrt gewesen. Gut, daß ihm im rechten Augenblick ein zartes Gesichtchen mit großen Augen vorgeschwebt hatte.

Maria empfand bald immer mehr die große Veränderung, die schon ihre Verlobung in ihr Leben brachte. In ihr stilles Träumen, in ihre Sehnsucht nach Schönheit drängte sich Tausenderlei. Viele Menschen in der Stadt, um die sie sich nie gekümmert hatte, sollte sie nun beachten; sie kam aus dem Kreis des Alltags nicht mehr heraus. Da waren die Eltern. Mit Fragen, die sie so oft wie kleine Kinder stellten, kamen sie der Tochter zwanzig-,

Digitized by Google

dreißigmal des Tages; ob sie das so haben möchte, und ob sie auch daran schon gedacht und die Besorgung schon gemacht hätte, und ob sie heute Julius getroffen habe, ob sie nicht wüßte, ob er heute abend käme. Die Freundinnen kamen und fragten, ob sich das wirklich heimlich schon lange angesponnen habe, wie es allgemein hieß, und ob Maria glücklich sei. Alle nahmen an dieser Verlobung viel mehr Anteil, als sich Maria dafür abgewinnen konnte.

Begegnete sie dem alten Gassenspieler, so blieb er vergnügt stehen und benahm sich gegen seine künftige Schwiegertochter so wunderlich, daß Maria unwillig und trotzig den Kopf zurückwarf und nach wenigen Worten davonging.

Kam dann abends Julius, so fühlte sich Maria trotz aller Abneigung gegen ihn am zufriedensten, denn er fragte wenig, sprach selbst dafür mehr. Seit der Verlobung trug er eine Befriedigung in sich; nun hatte er sich ein Vögelchen eingefangen, von dem er vorher nie gewußt hatte, ob es ihm je zufliegen würde; nun gehörte Maria zu ihm. Das Jahr wartete er nun gern. Es war ihm, als gäbe er Maria mit diesem Jahr ein Geschenk, womit er sich ihr Zutrauen am ehesten errang.

Gottfried Schwanenberger fühlte sich wieder fröhlich und behaglich; der Stein war aus dem Weg geräumt, oder vielmehr, Schwanenberger war dem Unwetter ausgewichen, noch ehe es völlig da war, und es lebte sich so gut, wenn man sorglos war.

Maria tat diese Sorglosigkeit weh. Der Stein, der aus dem Weg des Vaters fort war, lag nun in ihrem Weg; breit lag er vor ihr und ließ sich nicht wegschieben.

Wenn ihr der wässerige Magister in die Quere lief, der sie mit seinen matten Augen noch immer bewundernd

Digitized by Google

ansah, betrachtete sie ihn nun mit Interesse. Das war der, den man zuerst für sie bestimmt hatte; und da dachte sie, besser war es noch so, wie es eben war. Dann zog Daniel Schwendtner fort aus der Stadt. Maria bereitete sein Abschied kein Herzweh. Verwundert dachte sie: ihn liebe ich nicht und Julius auch nicht — und doch ist ein dumpfes Wünschen in mir, ein Sehnen.

Dieses Unbefriedigtsein bereitete ihr harte Tage.

Der neue Magister kam und kaufte die Apotheke, denn der alte Besitzer wollte sich zur Ruhe setzen. Die Frau des jungen Apothekers paßte nicht in die Stadt. Ungebärdiges Haar hob sich in krauser Wölbung über ihrer gelben Stirne, die dunklen Augen lagen tief, und um den Mund zuckte es meist spöttisch; Spott über die Stadt schien es zu sein und über die Leute.

„Großstadtpflanzen können hier nicht gedeihen," sagte die Frau einmal nach näherem Kennenlernen zu Maria.

„Ja," sagte Maria, „Wunder kann man hier nicht erleben."

„Wunder?" Frau Janna Keltner lachte hellauf. „Ach herrje, Kindchen, Wunder! Die findet man draußen auch nicht; aber das ist die Lächerlichkeit: ihr strauchelt bei jedem Schritt, und seht euch dann erschrocken um. Wenn immer nur Leute lebten, die schwerfällig sind, über Vergangenem brüten und die Gegenwart vorüberlaufen lassen, wir hätten keine Erfindungen und so manches andere nicht; und es ist doch so prächtig auf der Welt. Bloß hier nicht," schloß sie mit leisem Lachen.

„Hier ist doch auch die Welt," sagte Maria.

Frau Janna zuckte die Schultern. „Die Welt? — Ihr Kleinstädter, die ihr bei aller Bedachtsamkeit so hochmütig seid. Ihr habt eure Welt — nicht die Welt."

„Ihnen gefällt es hier auch nicht," entgegnete Maria.

Digitized by Google

Frau Janna lächelte eigen. „Ich bin eben da.“

„Warum dann? Ihrem Mann zuliebe?“

Die Frau Apotheker sah das junge Mädchen belustigt an. „Er ist doch auch nicht mir zuliebe hier.“

„Ja, warum denn?“

„Er ist dem Geld zuliebe hier — und das ist ein anerkennenswerter Grund. Und wir gehen jedes unseren eigenen Weg. Mich hindert die Kleinstadt nicht.“

Frau Keltner machte sich das Leben leicht; Maria merkte es bald. Tagelang ließ sie ihren Haushalt nur durch die Köchin führen und verlebte die Zeit in der Großstadt.

Maria sann oft dem Wesen der Frau nach. Die hatte Fernensehnsucht wie sie, aber an Wunder glaubte sie nicht. Gab es denn wirklich keine? — Das Wesen Frau Jannas und das Professor Undeggers waren doch grundverschieden, und beide stritten die Erfüllung von Wundern ab.

Und Maria sagte sich ernsthaft: Dann war es gut so, wie es gekommen, dann befand sie sich ja auf dem rechten Weg.

Eines Tages, Maria ging vor dem Tor mit Frau Janna spazieren, da sagte diese: „Heute hab' ich Ihren Bräutigam gesehen.“

Maria lief eine feine Röte ins Gesicht, sie sah zu Boden. „Ja, und —?“ fragte sie beklommen.

Die Frau schlug mit der Peitsche, die sie für ihr Hündchen in der Hand hielt, über ein paar Büsche hin. „Ja, und —?“ sagte sie und lachte schnell auf. „Ich habe mich gewundert.“

„Gewundert?“ fragte Maria.

„Ein bissel ungleich seid ihr. Doch das wird sich geben.“

Digitized by Google

Maria erwiderte: „Ich glaube nicht. Er ist ein Genußmensch, und ich nicht."

„Ach bewahre. Ein Genußmensch! Er hat recht; er will das Leben beim Schopf packen. Aber warum erwählten Sie ihn dann, Mädelchen, wenn er Ihnen so schrecklich vorkommt?"

„Schrecklich?" Maria zuckte die Schulter. Und sie sann nach, über alle Gründe, die sie zu ihrem Jawort gedrängt. Über die Schuldsumme sprach sie nicht und verschwieg auch den schlechten Geschäftsgang; sie sagte nur: „Den Eltern war es so recht — und einen anderen lieb' ich auch nicht — und ich will einmal für Ottli, meinen kleinen Bruder, hier eine sichere Heimat haben. Das gab den Ausschlag."

Maria hatte schon wieder die Verschlossenheit im Gesicht, die sie meist bewahrte. Und Janna Keltner fragte nicht mehr.

Die Frau Apotheker bekam so nach und nach verblüffte Blicke zu spüren, Reden liefen über ihre Art und Weise, ihr Tun und Lassen, aber man schwieg, sobald sie in die Nähe kam. Das belustigte Frau Janna. „Warum sagen mir die Leute nicht frei heraus, was ihnen nicht gefällt an mir?" sagte sie einmal zu Maria.

„Das geschieht nur wegen Ihrer Stellung und weil Sie fremd sind. Anderen würden sie es ins Gesicht sagen oder sie über die Schulter ansehen."

„Sie mögen recht haben — dies ist so hier wie dort. Und Sie, Fräulein Maria, wie denken Sie über mich?" Die Frage war nur halb neugierig und Frau Janna lächelte, als wollte sie sagen: „Du bist ja auch nicht ohne Vorurteil."

Maria sah in die Ferne und erwiderte nebenhin: „Jeder Mensch hat seinen eigenen Willen; soll ihn wenigstens

Digitized by Google

haben. Darum sollen sich andere nicht kümmern; es braucht doch nicht nach ihrem Willen und Sinn zu gehen."

Frau Janna sah ein wenig erstaunt auf. „Das läßt sich hören; Sie denken ja ganz großzügig."

„Es hält schwer, hier großzügig zu denken, wo man überall mit der Nase an eine Wand stößt. Zwischen diesen Mauern wird auch der Wille zurechtgestutzt, daß er in diese Umgebung paßt." Und im stillen dachte sie: „Auch dir ist dein Wille genommen und zurechtgestutzt worden."

Aber sie schüttelte die herbe Empfindung ab, es war zuletzt doch ihr Wille gewesen. Sie wollte dem Vater helfen, dem Bruder eine gute Zukunft bereiten; ein Lebenszweck war das ja auch.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Damaskus, die „Perle des Orients"

Von Erich Siphard / Mit 8 Bildern

Auf dem an Völker- und Menschenschicksalen so reichen Boden Vorderasiens sind im Laufe der Jahrtausende große, scheinbar für die Ewigkeit begründete Reiche verschwunden, Sprachen erloschen, Religionen entstanden und wieder aus dem Gedächtnis der Lebenden getilgt worden. Zahllose Städte, darunter manche von gewaltiger Ausdehnung, liegen, natürlichen Hügeln gleichend, unter Schutt und Asche, aber Damaskus blieb trotz aller wechselnden Geschicke erhalten. Wenn auch seine politische und kulturelle Bedeutung nicht immer gleich hoch war, so ist es doch eine der wenigen uralten Städte, die nicht zur völligen Bedeutungslosigkeit herabsanken.

Unter dem Namen Dimaski wird die Stadt unter den wichtigeren Plätzen des alten Assyrien genannt. Im sechzehnten Jahrhundert vor Christus werden in Aufzeichnungen von Karnak die Bewohner von Timasku als Feinde des Königs der Ägypter, Thotmes III., erwähnt, die er gefangen nahm und nach Theben führte. Abraham, um sein Dasein im Lande Kanaan kämpfend, schlug seine Feinde und „jagte sie bis gen Hoba, die zur Linken der Stadt Dammesek liegt". Aus Dammesek stammte Abrahams Hausvogt Elieser. Der kinderlose Erzvater wollte schon Eliesers Sohn zu seinem Erben erheben, da beschenkte ihn Hagar mit Ismael. Als David um 1048 v. Chr. im Kampfe lag mit Hadad Eser von Zoba, standen die Syrer von Damaskus auf der Seite seines Gegners. David hielt die Stadt vorübergehend besetzt.

Damaskus verdankt seine durch alle geschichtlichen

Digitized by Google

Blick auf Damaskus von einer der Vorstädte.

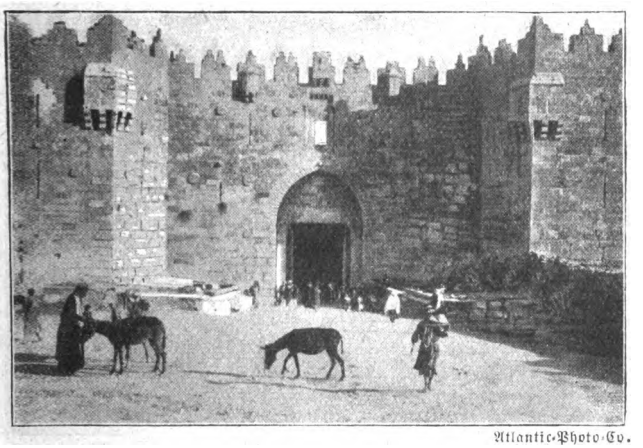
Digitized by Google

Zeiten reichende Bedeutung vor allem seiner geographischen Lage. An dem seit jeher von allen großen Karawanen Asiens eingeschlagenen Verkehrswege gelegen, ist es dauernd eine reiche Stadt geblieben, die sich auch nach den schwersten Brandschatzungen immer wieder zu erholen vermochte. In ältester Zeit nahe an den steilen Abhängen des östlichen Teiles der Gebirgskette des Antilibanon gelegen, bildete die Stadt ein Bindeglied zwischen den Hinterländern der weit hingedehnten Syrischen Wüste und den westlichen Küstengebieten, die im Altertum von dem Welthandelsvolk der seefahrenden Phönizier besiedelt waren; Tyrus und Sidon sind klangvolle Namen aus jener Zeit. Der natürlichen Lage nach mußte Damaskus zum bedeutenden Umschlagplatz werden; am Rande der Wüste gelegen, ging über diese uralte Handelsstraße die Verbindung zur Küste des Mittelmeeres. Dazu kam indes noch, daß die Stadt, am Ausfluß des wasserreichen Barada, die Ansiedlung im günstigsten Sinne ermöglichte. Doppelt von der Natur bevorzugt, konnte Damaskus alle Erschütterungen überwinden, den Sturz der größten Reiche überdauern.

In Syrien ist eine Schnittfläche dreier Welten: Asiens, Afrikas und Europas. Daher war dieses an den Hochstraßen des großen Verkehrs gelegene Durchgangsland immer ein Paradies für Handelsleute. Die günstige Lage Syriens wird durch ertragreiche Hinterländer und eine ansehnliche Zahl guter Häfen noch weiterhin gefördert. So kam es, daß zwei bedeutende Handelsvölker von dort ausgingen: Phönizier und Juden, und daß im Zeitalter der Kreuzzüge hier die ersten Keime des modernen Bankwesens entstanden. Die Vorteile des Landes reizten beständig die Gier fremder Völker; immer ward es zum Zankapfel und Spielball der verschiedensten

Digitized by Google

Mächte. Um Syrien kämpften die Babylonier, Assyrer und die Pharaonen, die ägyptischen Mameluckken, die Kreuzzügler mit dem ganzen Orient, seit dem achtzehnten Jahrhundert die Khedive mit dem Sultan und im Weltkrieg Deutschland mit seinen Feinden. Albrecht Wirth *, dem diese Stelle entnommen ist, fügt hinzu: „Es ist



Altes Tor in Damaskus.

sicher, daß auch die Feinde, Engländer, Franzosen und Russen, sich ihrerseits veruneinigt hätten, denn alle drei erstrebten den Besitz Nordsyriens. Syrien ist wirtschaftlich eine Ellipse mit zwei Mittelpunkten, Damaskus und Beirut. Religiös bedeutsam sind Jerusalem und Damaskus, das so viele ehrwürdige Erinnerungen der Frühzeit erweckt, und wohin die Araber das Paradies verlegten."

Wechselvoll sind die Geschicke von Damaskus gewesen und sie sind ebenso lehrreich als tröstlich, denn

* Dr. Albrecht Wirth, Vorderasien und Ägypten. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

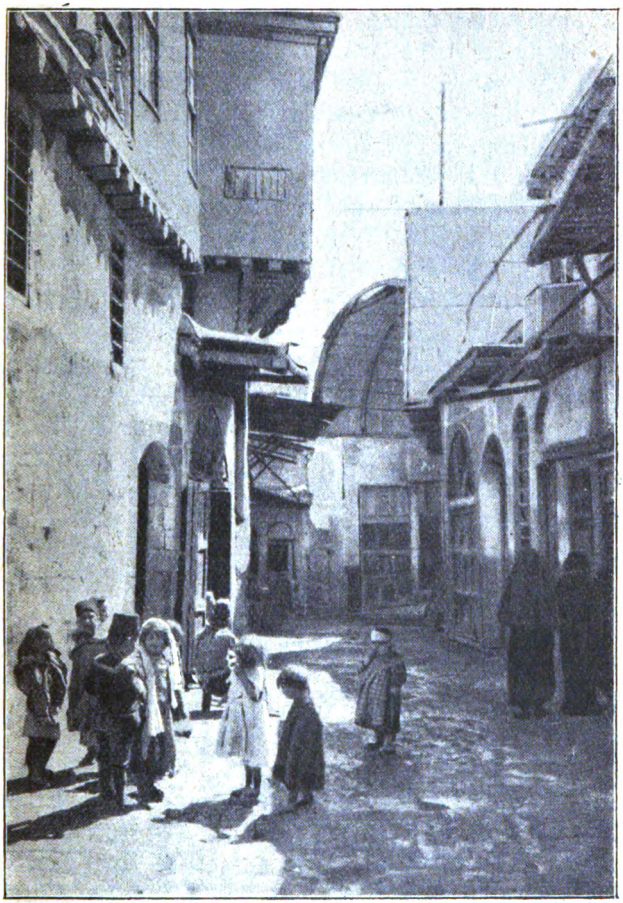
Digitized by Google

geschichtliche Betrachtung zeigt, daß es kein ewiges Besitzrecht gibt. Tiglath Pilesar bereitete im Jahre 733 v. Chr. dem Damaszenerreich ein Ende und vereinigte es samt Damaskus mit Assyrien. Damit geriet die Stadt in den Strudel der Machtpolitik der alten vorderasiatischen Weltreiche. Und im Gang der Zeit wechselten die Beherrscher, je nach dem Überwiegen der augenblicklichen Macht. Um das sechste Jahrhundert vor Christus unterwarfen sich indogermanische Völker, die vom Osten hereinbrechenden Perser, das babylonische Reich; Meder und Ägypter, das Gebiet der Hethiter und ihrer Grenzvölker, die kleinasiatischen Griechen und die syrischen Araber gerieten unter ihre Herrschaft. Ein neues vorderasiatisches Weltreich entstand, in dem Damaskus keine geringe Stelle beschieden war.

Wenige Jahrhunderte später erschütterte Alexander der Große die Welt, erobernd nach Zentralasien bis zum Indus vordringend. Im Jahre 333 v. Chr. entschied die Schlacht von Issus das Schicksal großer Reiche. Damaskus fiel durch Verrat in die Hände von Parmenio, eines Feldherrn Alexanders.

Unter fortgesetzten Kämpfen um Syrien wechselte auch Damaskus die Beherrscher. Um 85 v. Chr. sah es den Araber Aretas als König in seinen Mauern, dann Tigranes von Armenien. Metellus eroberte den Römern die Stadt, und im Jahre 64 v. Chr. empfing in Damaskus der Römer Pompejus die Gesandtschaften der benachbarten Könige. Herodes der Große regierte im engen Anschluß an Rom; er baute in der Stadt Theater und Bäder. In den letzten Jahren seiner Regierung wurde Jesus Christus geboren, und Damaskus früh eine Stätte der neuen Religion. Saulus verfolgte die Christen zu Jerusalem und zog nach Damaskus, um die dortigen

Digitized by Google



R. Sennecke.

Straße in Damaskus.

Feinde des jüdischen Glaubens gebunden abzuführen. Da erlebte er nahe bei der Stadt eine gewaltige, seelische Erschütterung, der in Damaskus seine Bekehrung folgte;

Digitized by Google

der ungläubige Saulus war zum überzeugten Paulus geworden, der nun als Apostel die neue Lehre verbreitete. Von Damaskus ging die weltgeschichtliche Bewegung der Christianisierung Europas aus.

Dann kam die Zeit, da die Stadt im Jahre 105 n. Chr. zur Provinz des Römerreiches ward; sie erhielt die Bezeichnung Metropolis und überflügelte zu jener Zeit alle Städte Syriens. Diokletian verteidigte sie gegen die Sarazenen und legte Waffenwerkstätten an.

Unter byzantinischer Herrschaft ward Damaskus ein Bischofsitz; das Christentum war die herrschende religiöse Macht geworden. Der römische Tempel war gefallen und an seiner Stelle erhob sich eine christliche Basilika. Schwer mußte die „Perle des Orients" unter den Kämpfen gegen Byzanz leiden. Da kam Mohammed, der Begründer des Islams, einer neuen Religion, die ihre Bekenner aus den Gebieten von Mekka und Medina nordwärts trieb, um ihrem Glauben die Welt zu erobern. Im ersten Ansturm brachen alte mächtige Reiche zusammen; dem Islam fiel nicht nur Damaskus und Jerusalem zu, er drang siegreich nach Indien und Hochasien vor und errichtete seine Herrschaft in Afrika und Spanien. Omar unterwarf im Jahre 635 Damaskus, das nun unter den Arabern, den Erben der Antike, abermals eine Periode der Blüte erlebte; seit 661 residierten dort die omaijadischen Kalifen und machten die Stadt zum bedeutendsten Punkt des Islams, der sich von dort aus die Welt eroberte, bis neunzig Jahre später Bagdad am Tigris, zur Hauptstadt geworden, Damaskus in den Schatten stellte. Unter den Omaijaden wurde von 705 bis 717 die erste große Moschee, eines der größten Weltwunder des Islams, erbaut; hohe Schulen der Gelehrsamkeit entstanden, Bibliotheken wurden errichtet, die wertvollsten Schriften der

Digitized by Google

alten Griechen übersetzt, und die islamitischen Araber vermittelten der übrigen Welt die alten Schätze des Wissens der antiken Denker und Dichter. In Spanien hatte das Kalifat in Cordova und Granada glänzende Stätten arabischer Kultur errichtet.

Die Zeiten gingen und die Herrschaft wechselte. Seit 877 n. Chr. stand Damaskus unter den ägyptischen Tuluniden, denen die Fatimiden und 1075 die Seldschuken folgten. Vergebens belagerten fränkische Kreuzfahrer 1148 die Stadt. Dann brachen unter Hulagu die Mongolen herein; Bagdad sank in Schutt und Asche unter ihrem Ansturm. Damaskus ergab sich im Jahre 1260 freiwillig. Doch auch die Mongolen blieben nicht im Lande; die Stadt fiel an die ägyptischen Mameluckensultane. Nach fast zweihundertjährigem Ringen der Kreuzfahrer im Kampf zwischen Abend- und Morgenland um den Besitz Palästinas, erfolgte 1291 der letzte Schlag; der Islam blieb Sieger.

Die schwerste Heimsuchung aber erlitt Damaskus, als 1401 die Horden Timurs erobernd heranbrausten. Unerhörte Summen forderte Timur als Lösegeld, ließ aber trotzdem die Stadt niederbrennen und die großen Bauwerke zerstören, tötete die Bewohner und führte die ob ihrer Kunst weithin berühmten Waffenschmiede, die Erzeuger der Damaszenerklingen, sowie andere Handwerker als Gefangene fort. Damit war die hochentwickelte Gewerbekunst fast völlig vernichtet. Wieder erhob sich die Stadt aus Schutt und Asche, überwand die Greuel der Verwüstung und fiel dann abermals den ägyptischen Mameluckensultanen in die Hände. Die Kämpfe nahmen kein Ende, bis Selim I. sie 1517 mit dem türkischen Reiche vereinte.

Im Jahre 1831 eroberte Ibrâhîm Pascha Syrien

Digitized by Google

bis zum Taurusgebirge für Mohammed Ali von Ägypten. Neun Jahre danach erzwangen die europäischen Mächte die Rückgabe Syriens; die Hohe Pforte erhielt damals auch Damaskus.

In groben Zügen ist damit angedeutet, welch wechselnde Schicksale die uralte Stadt im Laufe der Geschichte seit Jahrtausenden erlitt. Von keiner der gewaltigen Völkerbewegungen vergangener Zeiten blieb Syrien und Damaskus unberührt. Baalstempel und Heiligtümer der ägyptischen Isis erhoben sich auf ihrem Grund, der griechische Zeus und römische Götter wurden in ihr verehrt und fanden ihre Kultstätten. Das Christentum nahm dort mit Paulus seinen Ausgang und Byzanz errichtete die gewaltige Johannesbasilika; dann erhob sich mit der Herrschaft des Islams die große Omaijadenmoschee an ihrer Stelle.

Wo aber sind die alten Reiche am Euphrat und Tigris? — Sie sind dahin. Ninive und Babylon — nur um die bekanntesten zu nennen — liegen verschüttet. Die Palast- und Tempelruinen der Pharaonenzeit erinnern samt den Pyramiden an vergangene Macht und Größe. Das hunderttorige Theben liegt gleich unzähligen ägyptischen Städten in Trümmern; Baalbek und Persepolis sind verfallen; Alexanders Eroberungen und das römische Weltreich gehören der Geschichte an. Wie ungeheuer die Zerstörungswut in Syrien gewesen ist, bewiesen die neueren Forschungen in den Ruinen der Städte, die einst eine dichtere Einwohnerzahl beherbergten als die bevölkertsten Teile von England und den Vereinigten Staaten. Damaskus überdauerte allen Wandel der Zeiten. Das heutige Frankreich wird es gleichfalls nicht „ewig" an seine Scheinmacht zu ketten vermögen. Und es ist möglich, daß Syrien zum Zankapfel zwischen Frankreich und England wird.

Digitized by Google

R. Sennecke.

Die Klostermoschee in Damaskus, in der die direkten Nachkommen Mohammeds als Klosterbrüder leben.

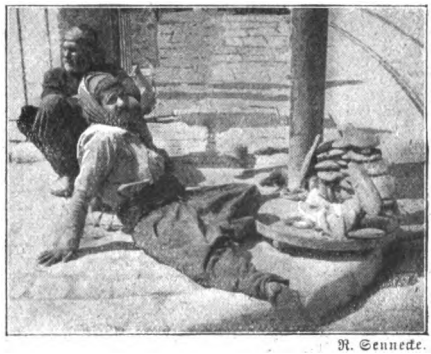
Digitized by Google

Wenn Damaskus sich auch oft genug zur Wehr setzte, so ist es doch vor und nach den Eroberungszügen Alexanders nicht selten den Kämpfen ausgewichen. Die Insassen großer Handelstädte verlieren leicht den Mut, ihr Schicksal selbst zu gestalten. H. v. Kießling kennzeichnet die heutigen Syrer als Menschen ohne jedes nationale Gefühl. „Der Syrer haßte, soweit er sich ihrer nicht zur Spekulation bediente, die türkische Regierung. Sonst ist es ihm aber ziemlich gleich, welche Nation nach dem Türken die Herrschaft über sein Land antritt. Solange die türkische Regierung bestand, hat sich das Syrertum nie zu einer kraftvollen politischen Aktion aufgerafft, die ihm die Befreiung hätte bringen können. Alle Bewegungen, die von Einfluß auf die politische Gestaltung Syriens gewesen sind, kamen von außen. Die Verhältnisse, die jahrtausendelang auf dem Syrer lasteten, und die sein Land zum Durchgangsgebiet aller militärischen Operationen der Nachbarländer werden ließen, haben ihm jeden nationalen Schwung geraubt; sein einziges Streben besteht darin, sich zu bereichern; sein Gott ist das Gold in jeder Gestalt. Der Stadtaraber ist nahezu ausschließlich vom Erwerbsinn beherrscht. Ihm ist jedes Mittel recht, das zur Bereicherung dient, soweit es keine persönliche Gefahr einschließt. Bestechung, Betrug, Übervorteilung spielen eine ausschlaggebende Rolle. Die hohe wissenschaftliche und künstlerische Kultur, welche die ersten Jahrhunderte des Islams kennzeichnete, ist heute im Hasten nach Erwerb untergegangen ..."

Nur zu leicht übersieht man, besonders dann, wenn nur der romantische Zauber fremder Länder und ihrer eigenartigen Schönheit überraschend und blendend auf uns wirkt, das wahre Gesicht einer Bevölkerung. Und gerade Damaskus bietet sogar dem weitgereisten Abend-

Digitized by Google

länder noch genug des Unerwarteten und Berückenden. Man findet es begreiflich, wenn die Araber sagen: unter den vier Paradiesen auf Erden sei das schönste Damaskus. Es wirkt überwältigend, die üppige Pracht des Baum- und Pflanzenwuchses, die Fülle rauschender Wasser so nahe der Wüste zu finden, und man begreift die schwärmerischen Bezeichnungen der arabischen Dichter; sie nannten Damaskus: „Die Paradiesesduftende", „das Gefieder der Paradiesespfauen", „das Halsband der Schönheit", „das Entzücken Mohammeds", „das Auge des Ostens", „die Perle des Orients" oder auch „das Muttermal auf der Wange der Erde". Das Muttermal gilt als Schönheitszeichen.



R. Sennecke.

Brotverkäufer auf einer Straße in Damaskus.

Wenige Städte der Welt erscheinen bezaubernder. Über Damaskus erheben sich zahllose Kuppeln und schlanke Minarette, das ungeheure Schiff der großen Moschee überragt alle übrigen Bauwerke und das Gewirr der Häuser mit ihren flachen Dächern. Große Gärten, Wiesen und prächtige Baumgruppen umschließen in breitem Gürtel die von Licht überflutete Stadt; gleich einer Perle, die in edler Fassung höher glänzt, erscheint Damaskus, von üppigster Vegetation umgeben. Die abwechselnden Färbungen des saftigen Grüns stehen in

Digitized by Google

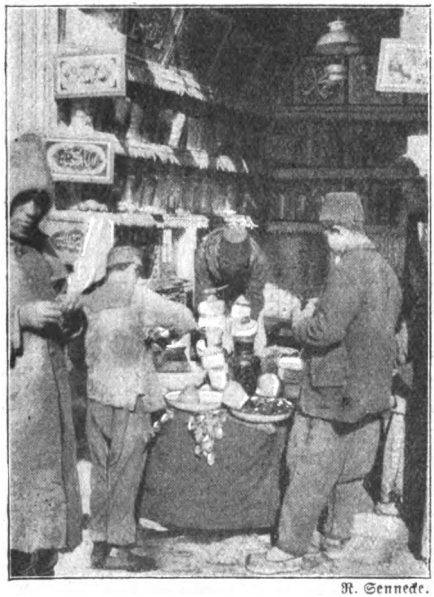
eigenartigem Gegensatz mit den gelbbräunlichen und rötlichen Tönungen der sich ringsum bis an den Horizont ausdehnenden Steppengebiete und der dahinter liegenden dürren Wüste. Links recken sich die Gipfel des Antilibanongebirges ins Blaue, die sich in runden Hügeln nach Osten senken bis zu den Trümmern von Palmyra; westlich steigt die Kette der Berge empor, vom schneebedeckten Hermon überragt. In der Mitte erblickt man jenseits der Ebene von Damaskus übereinander den Dschebel* el Aswad und den Dschebel Mâni'a, weiter zurück im blauen Duft die Gipfel des Hauran, und östlich die kegelförmig geformten Hügel des Tellul. Ein steiler Pfad führt zu der an kuppelüberwölbten Gräbern — arabisch Türbes genannt — reichen Vorstadt hinab. Man durchschreitet mehrere Straßen mit prächtigen Weingärten, und einem schnell dahineilenden Gewässer folgend, das Mühlen treibt, gelangt man durch einen Wald von Obstbäumen an das Tor der volkreichen, von zweihunderttausend Menschen bewohnten Stadt, die von Ost nach West von einer geraden, etwa 30 Meter breiten Straße durchzogen ist; es soll dieselbe Straße sein, die zu des Apostel Paulus Zeiten die „Richtige" oder „Gerade" — die via recta der Römer — hieß. Während des Weltkrieges haben deutsche Gelehrte, von Dschemal Pascha herbeigerufen, in hingebender Arbeit die alten Denkmäler und Reste der Vorzeit vor dem weiteren Verfall zu retten und für die Zukunft zu erhalten gesucht. Erinnerungen an die große Zeit des Islams erstanden neu aus Schutt und Trümmern. Während im Kriege Vernichtung am Werke war, bestand unter deutscher Leitung in Damaskus eine Schule, an der die alten Techniken studiert und Schüler herangebildet wurden. Das ganze altorientalische Kunsthandwerk

* Dschebel = Berg.

Digitized by Google

wurde dort getrieben, Fayencen gemalt, Gipsfenster geschnitzt und mit farbigem Glas versehen, Metallarbeiten gemacht und Gewebe geknüpft. Man versuchte das erloschene alte Kunsthandwerk wieder ins Leben zu rufen.

Aus spätrömischer Zeit stammen die noch vorhandenen ältesten Denkmalsreste der Stadt, die ihrer Lage nach sich nicht wesentlich auszudehnen vermochte. Teilweise entstanden auf der Befestigungsmauer später aufgeführte Bauten; alte Reste dienten als Steinbrüche, und da und dort findet man kaum behauene antike Kapitelle und Säulentrommeln im oberen Teil der zur byzantinischen Zeit errichteten Mauer. Die Ruinen aus hellenistischer und römischer Zeit boten mit ihren Säulen und Marmorquadern den Baustoff für die Moscheen von Damaskus. Türme aus der Sarazenenzeit liegen versteckt hinter Häusern, zu denen man durch schmutzige Winkelgassen und enge Höfe gelangt. Der malerische Eindruck



R. Sennecke.

Verkaufsladen für Lebensmittel in einem Basar.

Digitized by Google

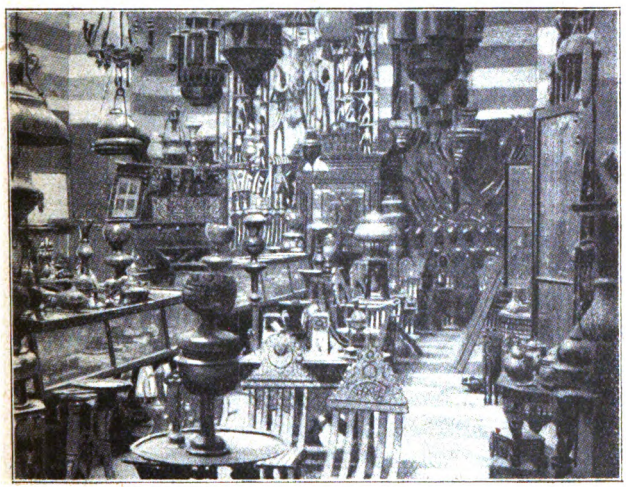
ist durch dies mannigfaltige Flickwerk, die Vermischung von Altem und Neuerem, wesentlich bedingt.

Nach dem wundervollen Anblick, den Damaskus aus der Ferne bietet, ist man zunächst vom Inneren enttäuscht. Schmutzige, dunkle, gewundene Straßen zwischen den Lehmwänden verfallender und unansehnlicher Gebäude, meist sogar mit Matten und Holzdächern oder Wellblech überdeckt. Aber das bunte Treiben und die mannigfaltigen Kostüme bieten dem Fremden die von europäischen Einwirkungen fast ungetrübte Eigenart orientalischen Lebens und machen die Stadt zu einem der sehenswertesten Orte der Welt. Besonders in den Morgenstunden erfüllt das dichte Gewühl alle Ecken und Winkel. „Ein ewiger Wechsel der verschiedensten Menschen und Trachten zieht vorüber; Tragtiere, Kamele, Esel, Pferde, schwer beladen, Wagen der ältesten Konstruktion bis zum eleganten Landauer drängen sich durch die Menge, eine schmutzige Trambahn windet sich hindurch; ihr lautes Gebimmel wird übertönt durch Rufe fliegender Händler und das Geklapper, das die Limonadenverkäufer durch das Aneinanderschlagen ihrer metallenen Trinkbecher hervorrufen. Eine offene Bude reiht sich an die andere, halb europäisierte Barbierstuben neben dem Trödelkramladen des Juden, ein arabisches Café, in dem die elegante Welt die bunten, grellen Farben der orientalischen Kleidung zur Schau trägt, wo junge Ladenschwengel in europäischer Tracht mit dem Fes auf dem Kopf am Nargileh saugen, oder ein würdevoller Alter im langen weißen Burnus sich dem süßen Nichtstun hingibt. Eine große alte Platane steht mitten in der Straße; unter ihrem Schatten machen es sich die Bettler bequem."

In den großen Basaren herrscht das bunteste Treiben,

Digitized by Google

es sind die großen Verkehrsadern, in denen ein Verkaufsgewölbe sich neben dem anderen befindet. Teilweise machen sie weniger den Eindruck des ausgesprochen Orientalischen. Die vielen kreuz und quer die großen Basare verbindenden kleineren Verkaufsräume, die das Innere der Stadt durchschneiden, bewahrten ihre Eigen-



Basar in Damaskus.

art. Meist sind es im Spitzbogen geführte schmale, geschlossene Hallengänge oder auch offene Straßen, die zum Schutz vor der Sonne oben abgedeckt sind. Dort findet man alles in bunter Abwechslung aufgestapelt.

Enttäuscht das Äußere der Häuser, so überrascht der Anblick des Innern umso mehr. Eine unansehnliche Eingangspforte führt durch halbdunkle Gänge und enge Höfe zu einem weiten Raum, halb Hof, halb Garten. In Mosaik gepflastert oder mit Marmorplatten belegt,

Digitized by Google

in den Ecken mit rotblühenden Granatbäumen, Myrtenbüschen, Trauerweiden, Orangen, Zitronen, Palmen oder Sykomoren bepflanzt, findet sich in der Mitte ein großes Marmorbecken mit einem Springbrunnen, das auf dem Beckenrand von sorgfältig gepflegten Topfgewächsen umgeben ist. In den unteren Räumen münden freie Hallen, mit Matten oder Teppichen überspannt, auf den Hof. In allen Gemächern finden sich an zwei oder drei Wänden breite Diwans. Holzvertäfelte Wände, reichverzierte Decken bieten in lebhaften Farben und reicher Vergoldung einen prächtigen Anblick. Vom gartenartigen Hof führen offene Treppen mit reichgegliederten Geländern zu den durch Schlinggewächse in Lauben verwandelte Terrassen, Altanen und Obergemächern. Alle diese Räume teilen sich in das Selamlik, den Männerraum, und in den Harem, die Frauengemächer der Familie. Die Damaszener lieben und pflegen in ihren Häusern den Pflanzenwuchs. Und das Wasser des vielarmig nach Osten strömenden Barada, der in der Wüste versiegt, wird überall hingeleitet, um üppiges Wachstum in den Vorstädten und den weit über hundert Dörfern, die Damaskus umgeben, hervorzurufen. Am schönsten ist die Landschaft im Osten der Stadt. Kießling schildert dieses Stück Natur: Man bewegt sich in einer Parklandschaft, durch die eine Menge guter Wege führen. Schattige Bäume überall, reizvolle Durchblicke, frische Kühle, Grün in den verschiedensten Abstufungen. Herrlich sind die großen, kräftigen Nußbäume, die hochragenden Pappeln und knorrigen Oliven, die sich zu ganzen Wäldern verdichten, mit ihrem hellen Grün und silberigen Grau, mit ihren schlank ragenden, teils mächtigen, teils malerisch verkrüppelten Stämmen. Stundenlang kann man hier spazieren reiten; lange Nußalleen

Digitized by Google

mit weichem Boden reizen zum Galopp. Man genießt einen malerischen Anblick auf ein einsam ziehendes Wässerchen; stille Parkwege führen im dichten Schatten dahin; Getreidefelder wechseln mit regelmäßig angebauten Pappelanpflanzungen; hier und da lugt ein Dorf aus dem Grün hervor; Kamelkarawanen, hoch mit Pappelholz beladen, trotten gravitätisch vorbei, ein unter dem Grün seiner Graslast fast verschwindender Esel steht im Wege oder eine dichtgedrängte zottige Ziegenherde drängt sich dem Pferd unter die Füße; eine kleine Beduinenkavalkade passiert vorüber, Araberweiber und Kinder sitzen am Wegrande oder arbeiten im Felde, Vögel zwitschern, die kleinen Wasser murmeln — kurz, es ist eine überaus abwechslungsreiche, ruhevolle Landschaft, die niemand so nahe der lärmenden Stadt vermutet. Nirgends empfindet man den Wert der Vegetation, die Größe der sprossenden Natur, den Segen des Wassers mehr als in einem Lande, dessen Merkmal sonst die baum- und wasserlose Steppe ist.

R. Sennecke.

„Sus"verkäufer bietet ein eisgekühltes, aus Süßholz bereitetes erfrischendes Getränk an.

Etwa zwanzig Kilometer östlich der Stadt werden die Bäume lichter, das Getreide seltener. Zungenartig

Digitized by Google

greift die Steppe in die Parkvegetation über, und bald liegt sie da, die unendliche Fläche, die nur von grüner Grasnarbe bedeckt ist, die Heimat des Beduinen, der flüchtigen Gazelle, des Schakals und der Hyäne, der Schauplatz des Kampfes zwischen dem seßhaften Ackerbauer und dem freien Nomaden; das weite Feld, auf dem die Stämme der Beduinen mit Hab und Gut, mit Weib und Kind von Ort zu Ort ziehen. Die eintönige Weite wird nur unterbrochen von den braunen Flecken der Zelte aus Ziegenhaar und den blauen, duftigen Kegeln der bizarren Vulkane, hinter denen die unendliche Syrische Wüste sich ausdehnt.

Heute ist Frankreich Herr in Syrien, das ihm England nicht leichten Herzens überlassen hat. Wer Syrien besitzt, wünscht auch Ägypten unter seine Botmäßigkeit zu bekommen, und umgekehrt. Jahrtausende sind in der Geschichte wie ein Tag, und die Geschicke der Völker wechseln. Damaskus kann auch noch andere Herrschaften überdauern.

Digitized by Google

Der heiße Sommer 1921 und seine Folgen

Von Heinrich Karrer / Mit 5 Bildern

Wenn es genauere Angaben über die Temperaturen heißer und dürrer Jahre erst seit etwa zweihundert Jahren gibt, so fehlt es doch nicht an zahlreichen Aufzeichnungen abnormer Witterungsverhältnisse, die bis in das Altertum zurückreichen. Man hat aus diesen Überlieferungen Reihen zusammengestellt, wobei sich für ungewöhnlich heiße Sommer ein Durchschnitt von fünfunddreißig Jahren ergab. Und doch ist es nicht zulässig, wenn nun ohne weiteres behauptet würde, die nächste abnorm heiße Jahreszeit sei erst 1956 mit Sicherheit zu erwarten. Die Ursache der großen Hitze soll auf Sonnenflecken zurückzuführen sein, die jeweils nach elf Jahren beobachtet worden sind. Diese periodische Zahl widerspricht indes der oben genannten Reihe, und die ursächlichen Zusammenhänge heißer Jahre mit den Sonnenflecken werden von bedeutenden Meteorologen geradezu abgelehnt. Es wird behauptet, daß zur Zeit bedeutender Fleckenbildung der Sonne die Erde sogar weniger von Wärme bestrahlt wird. Weiterhin, wie dies auch jetzt wieder geschehen ist, nimmt man an, daß „Hitzewellen" aus anderen Erdteilen zu uns gelangen, und zwar aus Amerika, Afrika oder Rußland. Als seit Ende Juni aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika ungewöhnlich hohe Temperaturen gemeldet wurden, herrschte jedoch in Deutschland abnorm trübes und kühles Wetter; allgemein genommen, ist bei uns die bis dahin kühle Temperatur erst seit dem 19. Juli übernormal ge-

Digitized by Google

worden. Stuttgart zählte allerdings schon am 15. Juli den 29. Sommertag. Am 14. Juli fiel auf dem ganzen Festland fast kein Niederschlag.

Man denkt gern in Gegensätzen. So sagt man: „Heißer Frühling, kalter Sommer", oder: „heißer Sommer, kalter Winter". Und so weiter. Nun begann der Frühling des vergangenen Jahres 1920 gleich dem des folgenden Jahres durchschnittlich vier Wochen zeitiger als sonst; in beiden Fällen kam es schon im Mai zu sommerlichen Wärmegraden. Aber 1921 folgte in Nord- und Mitteleuropa auf eine starke Senkung der Temperatur während der zweiten Juni- bis zur zweiten Juliwoche der „tropische" Sommer. Weitere Vergleiche führen zu dem Ergebnis, daß gegensätzliche Behauptungen den Vorgängen in der Natur durchaus nicht entsprechen.

Unsicher sind auch die Periodenrechnungen und die Annahme von fünfunddreißig oder elf Jahren für die regelmäßige Wiederkehr heißer Sommer und die der Wanderung großer Hitzewellen über die Kontinente. Alle Formeln versagen, und es ist nicht mit Sicherheit möglich, diese Ereignisse auf derartige Ursachen bestimmt festzulegen. Es ist zwar beobachtet worden, daß sich in Amerika Hitzewellen von Westen nach dem Osten bewegen, aber sie überschreiten nie den Atlantischen Ozean; höchstens darf also behauptet werden, die B e d i n g u n g e n für abnorme Wärme können sich von Amerika nach Europa verschieben. Zu beachten ist ferner, daß während heißer Zeiten meist Windstille herrscht. Angenommen, es würden Westwinde wehen, so müßte die amerikanische Hitzewelle doch ihren Wärmegrad verlieren, bevor sie über das Weltmeer zu uns gelangte. Anders steht es mit Hitzewellen, die aus Afrika zu uns kommen können, wozu jedoch länger währender Südwind nötig ist; dieser Fall

Digitized by Google

W. Gircke.

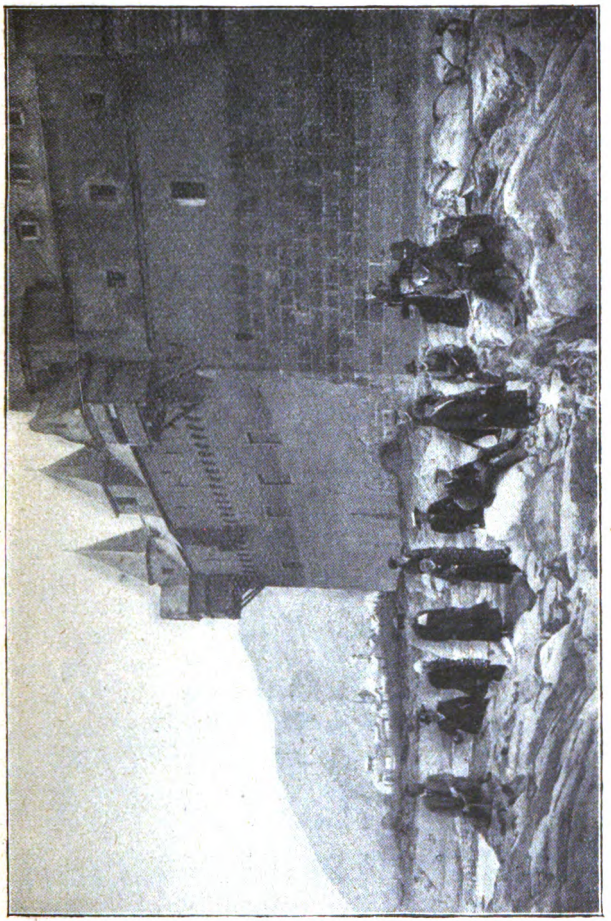
Die Neuyorker Feuerwehr hat in der Umgebung der dichtbevölkerten Stadtteile Anlagen errichtet, die an heißen Tagen kühlendes Wasser ausspritzen.

Digitized by Google

ist aber für die mitteleuropäische Lage äußerst selten. Ähnlich steht es auch mit russischen Hitzewellen, die aber meist im Frühjahr und bei Ost- und Südostwind beobachtet wurden.

Nach meteorologischen Anschauungen dürfte der Ursprung der heißen und trockenen Luft mancher Jahre nördlich der Kapverdischen Inseln im Atlantischen Ozean im tropischen Palmengürtel zu suchen sein, wo die Sonne mittags im Zenit steht; dort steigt die erhitzte Luft in große Höhen, kühlt sich dabei ab und verliert auch den überschüssigen Wasserdampf. In der Höhe strömt sie als Passat nach Norden und Süden bis zu den Hochdruckgürteln, die beiderseits des Äquators die Erde überspannen. In diesen Hochdruckgebieten sinkt dann die Luft wieder herab und erwärmt sich dabei stark. Ein Teil fließt wieder zurück zum Palmengürtel, ein anderer Teil speist die Zirkulation des nördlichen Luftdruckgebietes. In Europa lag der Hochdruckgürtel bis in die ersten Juliwochen in der Höhenbreite Englands, verschob sich seit dem 22. Juli nach Süden und Osten, das ganze europäische Festland umfassend. Dieser Auffassung stehen andere gegenüber, wonach die Hitze dieses Jahres innerhalb Mitteleuropas entstanden ist. Noch ist es also nicht so weit, daß über die Erklärung derartiger Naturerscheinungen Einstimmigkeit besteht. Greifbar sind nur die Folgen abnormer Witterungsverhältnisse. Und auch in diesem Falle läßt sich nicht ohne weiteres behaupten, daß Nutzen und Schaden sich gleich verhalten. Allgemein gilt jedoch für den Wein- und Obstbau und auch beim Getreide, daß in heißen Jahren gute, ja meist sogar reiche Ernten eingeheimst werden; Viehzucht und Heuernte kommen dabei schlechter weg. In den ausgetrockneten Strömen und Flüssen sinkt der Wasserverkehr oft auf

Digitized by Google



Im ausgetrockneten Rheinbett bei der Pfalz von Kaub.

den tiefsten Stand; das Gewicht der Frachten geht bis unter die Hälfte zurück, und mancherorts muß die Schiffahrt ganz aufgegeben werden. Im Rhein konnte

Digitized by Google

man heuer von Kaub aus trockenen Fußes zur berühmten, im Strom gelegenen Pfalz gelangen. Seit dem 7. Juli ruhte während der großen Hitze auf dem Obermain die Schiffahrt völlig. In den ersten Augustwochen sank der Wasserspiegel vieler Flüsse so tief, daß an den Ufern auf weite Strecken der Grund bloßlag. Die Mosel konnte fast in ihrem ganzen Lauf, wenn auch nicht gefahrlos, durchschritten werden, und an verschiedenen Stellen zeigten sich Steinblöcke und Felsgebilde, sogenannte „Trockensteine", die nun vom Stand des Wassers in früheren heißen und trockenen Sommern Zeugnis gaben. Und auch jetzt wiederholte sich fast überall der alte Brauch, Jahreszahl und Tag samt Namen auf Felsstücken und Blöcken einzumeiseln, wie dies in früheren Jahrhunderten geschehen war. Denn diese Markierungen, die in normalen Zeiten wieder unter dem Wasserspiegel verschwinden, sollen späteren Geschlechtern Kunde geben, bis zu welcher Tiefe Ströme und Flüsse im Sommer 1921 ausgetrocknet waren. Diese Zeichen erfüllen denselben Zweck, wie die Höhenmarken bei Hochwassern, die man an Brückenpfeilern, Mauern und Hauswänden anzubringen gewohnt ist. So ragten heuer oberhalb Schweich bei Trier an der Mosel zwei kuppelförmige „Hungersteine" hervor, die seit dem Jahre 1800 nicht mehr gesehen worden sind. Auch bei Müden in der Nähe von Koblenz trat ein Stein aus dem Wasser hervor, der die Jahreszahl 1842 trägt samt der Inschrift: „Wenn ihr mich sehet, dann weinet."

Zur Zeit des verhältnismäßig raschen Anwachsens der Städte, die meist nicht genügendes Hinterland zur Ernährung der Bevölkerung besaßen, und bei den mangelhaften, unzureichenden Verkehrsmitteln kam es früher nicht selten zu schweren Versorgungsnöten; so ist es be-

Digitized by Google

Am Teschener Hungerstein.

greiflich, daß die aus den kaum oder gar nicht mehr schiffbaren Flüssen aufragenden Felsen den Namen „Hungersteine" erhielten. Einer dieser Steine lag heuer

Digitized by Google

auch bei Tetschen in der Elbe bloß; auch auf ihm sind die Worte eingemeiselt: „Wenn du mich siehst, dann weine.“ Unter den Jahrzahlen finden sich Angaben für 1616, 1710, 1716, 1790, 1811, 1842, 1857, 1868, 1892, 1893 und 1911. In der Mosel fand sich heuer an der Sennheimer Fähre an einem fast lotrecht abfallenden Uferfelsen die Jahrzahl 1609 und eine, aus dem Dreißigjährigen Kriege stammende, von 1640. Unter diesen Zahlen sind die von 1811, 1842, 1857 und 1911 als gute Weinjahre bekannt. Im Jahre 1811, da in der Elbe der Tetschener Stein aus dem gesunkenen Wasser hervortrat, feierte man im Bingerloch am Rhein ein Fest, bei dem ein ganzer Ochse gebraten wurde. Hier zeigt sich, daß die Weinbauern Gutes erwarteten, wenn der Hungerstein sichtbar ward. Und sie sollten auch nicht enttäuscht werden, denn der Wein dieses Jahres erlangte Weltberühmtheit. Der Amtsgerichtsrat Reinecke in Bernkastel berichtete kürzlich: „In Traben-Trarbach liegt ein solcher Hungertrockenstein inmitten der Mosel; diesen Stein haben die weinfrohen Trarbacher und die Litziger aus einem Vorort Trarbach zu einem Weinreservoir für ganz ‚trockene‘ Jahre ausersehen. Ein ausgehauenes, mit einer Eisenplatte versehenes Verließ birgt den Wein in dick versiegelten Flaschen. Die ersten Flaschen wurden 1842 eingelegt und 1857 entnommen. Dann geschah es wieder im Jahre 1911, und dann öffnete man das Verließ am 16. Juli 1921, wobei es sich zeigte, daß der ‚Neunzehnhundertzehner‘, der 1911 eingelegt worden war, sich herrlich frisch in den Tiefen der Mosel gehalten hat.“

Noch viele Trockensteine wären zu nennen, die während der heißen Zeit im Neckar und anderwärts im Süden und Norden unseres Vaterlandes gesehen worden sind. Das Versiegen der Flüsse, und mehr noch der kleinen

Digitized by Google

Atlantic.

Das vollkommen ausgetrocknete Flußbett der Ahr bei Sinzig.

Digitized by Google

und großen Bäche führte da und dort zu empfindlichen Störungen der Wasserversorgung, die in großen Städten oder kleinen Landgemeinden kürzer oder länger recht hart empfunden wurden. Manche fischreiche Flüsse sind nicht nur fast ausgetrocknet, auch die Fische starben in den tropisch erhitzten Wasserresten in großer Menge. Man erinnert sich an die Einträge in alten Chroniken, in denen gesagt wird, daß es weit und breit „bestialisch stank, da die Fische verwesten". Damals glaubte man, daß „verdorbene Luft" die Ursache schwerer Seuchen sei, und deshalb bemerkten die Chronisten: „und hernach begann auch ein großes Sterben unter den Menschen".

In dem heißen Sommer 1921 trockneten schon in den ersten Wochen kleinere Bäche völlig aus und in größeren rieselte häufig nur noch kümmerlich ein dünner Streifen Wasser. Da standen die Mühlen nacheinander still, und die Versorgung mit Brotmehl geriet ins Stocken und hörte da und dort ganz auf. In vielen Ortschaften mußten die Bauern während der Nacht auf Wagen ein wenig Wasser stundenweit herholen. Da auch das Gras auf den Wiesen im Sonnenbrand verdorrte, gab es für das Vieh nur mangelhaftes Futter. Jungtiere, die zur Aufzucht bestimmt waren, mußten verkauft werden. Zu einem nennenswerten Preisabbau kam es dabei aber nicht, da die Menge der Tiere doch nicht groß genug war. In früheren Jahren wirkten solche Naturereignisse anders. So brachte das Jahr 1892 einen ungewöhnlich heißen und mehr noch trockenen Sommer; als darauf 1893 noch ein abnorm heißer Frühling folgte, mußten die süddeutschen Bauern das Vieh in großen Massen abgeben. Ein Preissturz trat ein, und das Pfund Kalbfleisch kostete damals nur dreißig Pfennige.

Wie verhängnisvoll der Wassermangel auf das Ge-

Digitized by Google

Glichorhet.

Der große Moorbrand bei Elsterwerda: Aufwerfen eines Grabens, um die Ausdehnung des Brandes zu verhindern.

Digitized by Google

deihen der zu unserer Ernährung so wichtigen Gemüseanpflanzungen und die Kleintierhaltung einwirkt, haben Tausende während der großen Hitzewochen erfahren. Doch sind mit diesen Störungen als Folge großer Hitze und Trockenheit noch nicht alle Schäden erwähnt. Bricht in solchen Zeiten langanhaltender Dürre und Wassermangels irgendwo ein Brand aus, so ist keine Rettung möglich. So wurde in der ersten Augustwoche Pinsk in Wolhynien, eine Stadt von 60 000 Einwohnern, völlig eingeäschert. Hunderte von Familien mußten auf offenem Feld kampieren; zu allem Elend brachen in der Gegend auch noch große Waldbrände aus. Ebenso vernichtete anfangs August 1921 ein Brand im Bayrischen Wald dreiunddreißig Hektar Waldbestände. Bei Wittelsheim im Elsaß zerstörten Brände eine Fläche von fünfzig Hektar. Längs der Bahnlinie Lutherbach-Reichweiler gerieten Wälder in Brand; auch der Sennheimer Wald fing Feuer; dort sind die Bestände von Hunderten von Hektaren den Flammen zum Opfer gefallen, und ein Schaden von Millionen ist die Folge. Im Taunus, Spessart und der Rhön, bei Koblenz an der Mosel, bei Traisa im Odenwald, bei Obermossau und im Schwarzwald sind Waldungen verbrannt. Auch in südlichen Teilen der Mark Brandenburg, in der Niederlausitz entstanden ausgedehnte Wald- und Moorbrände. Ende Juli 1921 brach in der Nähe der Ortschaft Zschornegosda ein riesiges Wald- und Moorfeuer aus, das rasch um sich griff. Da es an Arbeitskräften fehlte, wurden die Löscharbeiten erschwert und dauerten nahezu drei Wochen. Am 22. August schwelte das Moor noch. Der Brandherd erstreckte sich über dreitausend Morgen. Fußhoch lag die Asche, und an einzelnen Stellen sank man bis zu den Knien in die Überreste verkohlter Baumriesen. Große Mengen von Wild

Digitized by Google

gingen dabei zugrunde. Im Landstuhler Moor in der Pfalz glimmte der Moorboden tagelang; da fachte der Wind die Glut zu hellem Brand an und die Flammen ergriffen nun auch die Torfvorräte; mehr als hunderttausend Zentner wurden vernichtet.

In der Nähe von Elsterwerda bei Hohen-Leipisch entstand anfangs August ein Moorbrand, der ein Gebiet von etwa dreißig Morgen Fläche umfaßte. Aus Frankfurt an der Oder mußte die technische Nothilfe herbeigeholt werden. Man hob zwei Meter tiefe Gräben aus, um die weitere Ausdehnung des Brandes zu verhindern, nachdem bei den ersten, weniger tiefen Gräben das Feuer übergesprungen war.

Ein Bergbrand bei Reichenhall wütete sieben Tage hindurch in den Waldungen, bis am 15. August ein heftiges Gewitter mit Hagelschlag ausbrach, und die Flammen auf dem Hochstaufen löschte. Solche Brände ergriffen da und dort auch Kornfelder; so wurde bei Langen, Weißkirchen und Ginnheim die Ernte auf dem Halm zerstört. In einzelnen Fällen entstanden solche Brände durch Funken, die aus den Lokomotiven flogen, die Flamme fand im dürren Gras an den Böschungen rasch Nahrung, und sprang dann auch auf die Felder über. Leider ist manches derartige Unglück auch durch leichtsinniges Umgehen mit Feuer verursacht worden. Alle Warnungen, zu Zeiten großer Dürre vorsichtig mit Streichhölzern, ausgeklopften Pfeifen, Zigarren- oder Zigarettenresten umzugehen, erweisen sich leider als in den Wind geredet.

Mannigfach sind die Wirkungen großer Hitze, und solche Ereignisse sind recht dazu angetan, den Menschen fühlen zu lassen, wie naturgebunden unser Dasein ist.

Digitized by Google

Rhönsegelflug 1921

Von Richard Olbrich / Mit 6 Bildern

In unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1921, Band 12, S. 101 bis 110, haben wir über den ersten Rhönflug berichtet. Nun ist auch seit dem 10. August der zweite Rhönsegelflugwettbewerb des Jahres 1922, der diesmal vierzehn Tage währte, beendet, und zwar mit Weltrekordergebnissen sowohl nach den erreichten Höhen als der Zeitdauer, der in motorlosen Flugzeugen bewältigten Strecken. Man darf behaupten: ein neuer Markstein in der Entwicklung des deutschen Flugwesens ist damit geschaffen. Das geistige Erbe Otto Lilienthals*, dessen Leistungen im motorlosen Flug unvergessen sind, liegt nicht brach. Einmütig haben sich seit 1920 die aeronautischen Vereinigungen mit der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftschiffahrt in Berlin zusammengeschlossen, um die weitere Durchbildung des motorlosen Kunstfluges zu fördern. Man hatte zu diesem Zweck das hügelige Gelände in der Rhön gewählt, dessen höchste Erhebung, die große Wasserkuppe, 950 Meter über dem Meeresspiegel gelegen ist. Seit dem Vorjahre hat sich dort manche Veränderung ergeben. Neben Zelten, die nur vorübergehend aufgeschlagen wurden, sind stabile Gebäude entstanden. Man errichtete Baracken und stellte eine funkentelegraphische und eine drahtlos-telephonische Anlage her. Zu diesen Erweiterungen hatte man sich nach den Ergebnissen der vorjährigen Flugwochen entschlossen,

* Vergleiche in unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1922, Band 2, Seite 96 bis 105: K. H. Preger, Otto Lilienthal zum Gedächtnis. Mit 7 Bildern.

Digitized by Google

da man für diesmal zum Wettbewerb größere Beteiligung aus allen Teilen des Reiches erwarten durfte. Von etwa fünfundvierzig Apparaten, die angemeldet wurden, kamen fast alle zum Start. Insgesamt sind fast hundertzwanzig Einzelflüge ausgeführt worden. Dabei verdient

Transport eines Gleitfliegers.

hervorgehoben zu werden, daß in den letzten Tagen der Veranstaltung trotz zeitweise schlechten, regnerischen und neblichen Wetters und ungünstiger Windverhältnisse die Flugtätigkeit in gesteigertem Maße vor sich ging. Neben erprobten Fliegern starteten junge, unternehmungslustige Leute mit Apparaten, denen man ansah, daß sie als technische Erzeugnisse nicht von fachmännischer Hand hergestellt worden waren, während andere Segelflugzeuge ihre Herkunft aus der Flugzeugindustrie erkennen ließen.

Leider erfolgte auch in diesem Jahre ein tödlicher Ab-

Digitized by Google

ſturz; das Opfer war der Kampfflieger Lenſch aus Neuß, ein begeiſterter Anhänger des Kunſtfluges. Bei einem wunderbaren Segelflug vom Gipfel der Waſſerkuppe

Montierung des Darmſtädter Doppeldeckers.

erreichte er mit dem großen weißen „Weltenſegler" eine Erhebung über den Startpunkt von über zwanzig Meter, und hatte nach ſechshundert Meter noch nicht an Höhe

Digitized by Google

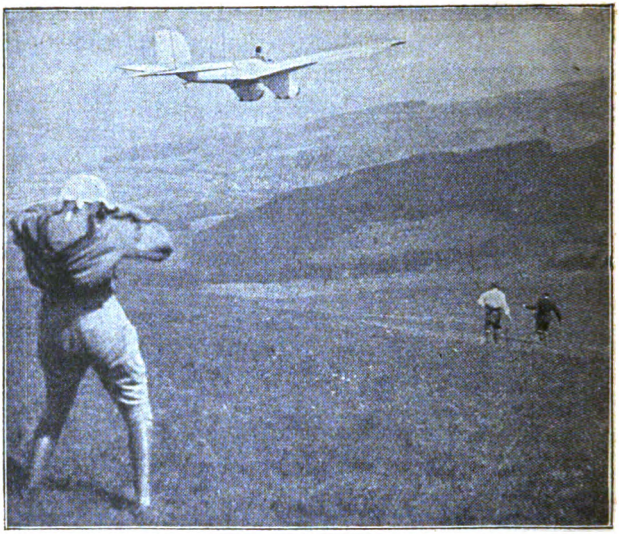
verloren. Im Gleitflug niedergehend, stürzte nach einer starken Kurve das Flugzeug ab.

Der Apparat des Flugtechnischen Vereins Stuttgart

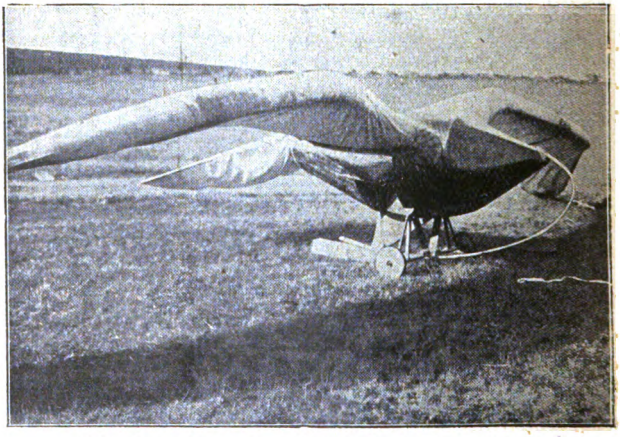
Fritz Heil startet mit seinem Hängegleiter.

erlitt nach erfolgreichen Flügen einen Unfall und mußte leider ausscheiden. Nun kamen für die Erringung der großen Preise nur noch die Apparate des Aerodynami-

Digitized by Google



Der Abflug des Aachener Gleitfliegers von der Wasserkuppe.

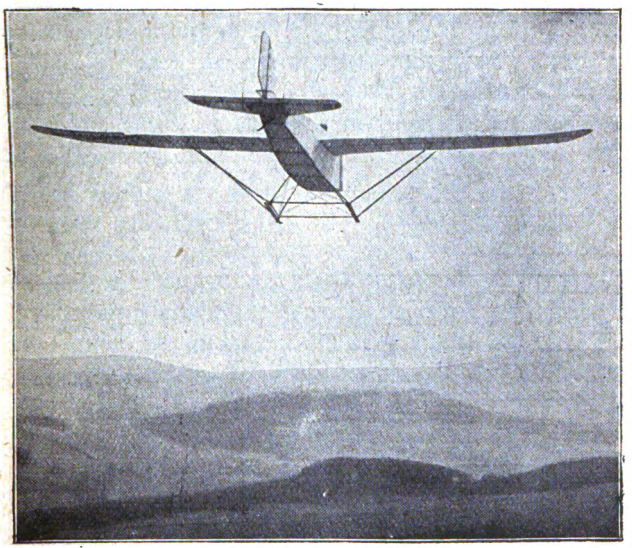


Schwingenflieger des Konstrukteurs Karl Rath.

Digitized by Google

schen Instituts Aachen (Klemperer), des Aeroklubs München (Koller) und der Akademischen Fliegergruppe Hannover (Blume und Martens), und von den Hängegleitern die des Nordbayrischen Luftfahrerverbandes (Pelzner) in Betracht.

Es versteht sich von selbst, daß bei diesen Flügen ohne



Der Eindecker des Flugtechnischen Vereins Stuttgart im Flug.

motorische Kraft gegen den Wind angegangen wird und durch Steuerungsvorrichtungen vorwärts- und aufwärtstreibende Kraft zu gewinnen gesucht werden muß. Daß man sich dabei nicht dem Zufall überlassen brauchte, bewiesen mit verschiedenen Apparaten erzielte Kurvenflüge, S-förmige Flüge und sogar zwei geschlossene Kreisflüge, die Martens zuletzt ausführte. Dem Ingenieur Klemperer

Digitized by Google

gelang der erste Überlandflug mit einem motorlosen Eindecker der Aachener Vereinigung, bei dem das Ziel vorher bestimmt war. Er startete von einem 920 Meter hohen Punkte und landete nach dreizehn Minuten vor dem fünf Kilometer entfernten Städtchen Gersfeld. Zehn Minuten hindurch, bis kurz vor der Landung, hatte er die erreichte Höhe gehalten. Durch diese Leistung ist die Möglichkeit des menschlichen Segelfluges erhärtet. Mögen nun auch dem Laien diese Ergebnisse, verglichen mit dem Motorflug, unbedeutend erscheinen, so wird die weitere Entwicklung doch beweisen, daß der Weg zum wirtschaftlichen Flugzeug mit schwachem Motor nur auf diese Weise gefunden werden kann. Welche Bedeutung dem bisher Erreichten zugemessen wird, geht daraus hervor, daß die Weltenseglergesellschaft an der Wasserkuppe eine Segelflugschule eröffnet. In tausend Quadratmeter großen überdachten Räumen wird ein täglicher Segelflugbetrieb eingerichtet und die Lösung des Problems soll wissenschaftlich durchgeführt werden.

Digitized by Google

In die Falle geraten

Humoreske von Adolf Thiele

Der Kaufmann Gurner seufzte und blickte über sein Hauptbuch weg seinen alten Freund Fendler an. „'s ist doch wirklich ein Elend mit faulen Kunden!"

„Sei doch froh," erwiderte Fendler, der, wie öfter, im Vorbeigehen auf einen Sprung hereingekommen war, „sei doch froh, daß dir nur die Schulden fremder Leute Kopfschmerzen bereiten und nicht deine eigenen."

Das klang nun allerdings tröstlich; und Gurner als Inhaber einer soliden Kolonialwaren- und Weinhandlung hatte es nicht nötig, sich über Gläubiger aufzuregen. Trotzdem ärgerte er sich und rief verdrießlich: „Da schau mal her. Man sollt' es nicht glauben, der Bokelmann da drüben, der Inhaber des großartigen Restaurants Bokelmann, das ist ein fauler Kunde! Ja. Noble Einrichtung, forsche Bedienung, kurz, ein sogenannter feiner Wirt, der so tut, als ob's bei ihm nirgends fehlen könnte. Aber es stimmt doch nicht. Er will nicht zahlen."

„Das soll vorkommen. Haben wir öfter erlebt: außen hui und innen — na du weißt schon."

„Richtig! Der Geier soll den Kerl holen mit seinem noblen Getu'. Mir wird jedesmal übel, wenn ich ihn vor der Tür stehen seh, dick und fett wie ein Kapaun. Bläst sich auf, als ob ihm alle Häuser im Viertel gehörten, und schuldet mir seit Jahren ein paar hundert Mark. Zahlen? — Nichts ist von ihm zu haben, auf keine Weise. Persönlich winkte ich mit dem Zaunpfahl; er stellte sich als hörte er nicht."

„Du erinnerst dich an die sinnreichen Worte: ‚der

Digitized by Google

andre aber geht und klagt'. Das tät' ich an deiner Stelle."

„Du hast leicht Witze machen! Verklagen will ich ihn nicht."

„Na, da bleibt dir nur ein Trost: Sauf's ab!"

„Geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Wir könnten ja auch zu dritt oder zu viert anrücken, das fleckt dann mit einem Mal."

„Der Einfall ist gut. Jawohl! Eine richtige Zeche müßte man machen. Für dich steht ja bei mir so noch eine Geburtstagsnachfeier auf dem Kerbholz, ich lade dich gleich ein. Was sagst zu unserem alten Hinkeldei, der trinkt auch gern einen guten Tropfen."

„Ein schönes Kleeblatt! Aber ein vierblätteriges bedeutet Glück. Da solltest du schon noch jemand einladen, dann könnten wir im Notfall, wenn die Stimmung flau wird, ein Spielchen riskieren."

„Dabei soll's bleiben, wenn du gegen Nepomuk Filser nichts einzuwenden hast."

„Nein, den will ich selber verführen. Schwer machen wird der mir's nicht."

Nun lachte Gurner. In bester Laune plauderten die Freunde weiter und freuten sich im voraus auf das dumme Gesicht Bokelmanns, wenn es dem klar wurde, daß man ihm einen Possen gespielt. So leicht sollte der bei Gurner nicht mehr im Schuldenregister stehen. „Lieferung nur gegen bar", das sollte künftig die Parole sein.

Am bestimmten Abend kam Fendler mit Hieronymus Hinkeldei angerückt. Die Nase des alten, trinkfesten Herrn zeugte in schönstem Glanz von seinem Eifer, Bacchus zu dienen.

Nach kurzer Begrüßung fragte Fendler seinen alten

Digitized by Google

Freund Gurner: „Du siehst so merkwürdig aus; gar nicht festlich gestimmt, wirst doch deine Rache nicht verschlafen haben? Oder hat dir der gute Nepomuk Filser abgesagt? Als ich ihn aufsuchte, freute er sich auf den Abend."

In dem Augenblick trommelte draußen jemand mit einem Stocke gegen die Tür, der lange Nepomuk Filser kam herein und schien vortrefflich aufgelegt.

„Nun kann's losgehen," rief er fröhlich, „ich will hoffen, daß wir nicht lange fackeln. Seid ihr bereit?"

Das waren sie. Und bald überschritt das vergnügte Vierblatt die Straße, um Xaver Bokelmann schwer heimzusuchen.

Der erstaunte denn auch nicht wenig, als die ungewohnten Gäste die Weinstube betraten.

Die Freunde setzten sich an einen Tisch im Nebenzimmer, und Gurner bestellte zwei Flaschen Wein, und eine Weile verging mit der Wahl der Speisen.

Xaver Bokelmann zeigte sich von seiner besten Seite und mühte sich eifrig um das Behagen seiner Gäste. Das Essen mundete allen vortrefflich und auch über den Wein war nicht zu klagen. In bester Stimmung begann Hieronymus Hinkeldei mit dem Wirt zu spaßen: „Mein lieber Herr Bokelmann, Sie haben's auch nicht leicht. Bieten Sie zeitig Feierabend, schneiden die Männer böse Gesichter, schließen Sie spät zu, dann müssen Sie sich zuerst mit der Polizei herumbalgen und hinterher schimpfen die Frauen. Geben Sie schlechtes Essen, so nörgeln die Gäste, lassen Sie gut kochen, dann sagen sie: ‚Der Mann muß doch bald pleite gehn!' Sind die Zigarren gut, sind sie den Leuten zu teuer, taugen sie nichts, na, dann geht's aus einem anderen Ton. Halten Sie wenig Zeitungen, dann geschieht das sicher, um zu sparen, halten Sie viel, dann vergißt man über dem Lesen das Trinken. Da

Digitized by Google

ist's schon nötig, daß man sich ein bißchen Fett wachsen läßt, das wirkt wie ein Panzer."

Xaver Bokelmann lächelte, zog sich die Weste glatt über den Bauch, neigte höflich den Kopf und erwiderte: „Herr Hinkeldei erkennen die Schwere meines Daseins."

Da rief der lange Nepomuk: „Ein Gastwirt ist ein Mann, der es niemand recht machen kann."

„Ich versichere Sie unserer Zufriedenheit, wertester Herr Bokelmann, das heißt, wenn nichts Schlechteres nachkommt," sagte Hinkeldei, hob höflich sein Glas und trank dem Wirt freundlich zu.

Bokelmann verbeugte sich artig.

Gurner winkte ihn zu sich. „Wir feiern Geburtstag. Lassen Sie ein paar Bullen Sekt kalt stellen. Wie steht's, was haben Sie für Marken?"

Bokelmann erschrak. Sekt? — Das schien ihm überraschend. Aber merken sollte Gurner nichts. Er zählte sachlich auf, was er empfehlen konnte, und ließ dem Gast die Wahl. Gurner bestellte eine gute Marke.

„Herr Bokelmann, hören Sie, zunächst einmal zwei Flaschen!"

Der Wirt trat zurück und eilte hinaus, da rief ihm Gurner nach: „Lassen Sie doch vorsichtshalber noch eine dritte bereitstellen."

Noch einmal wandte sich Xaver Bokelmann um, blieb unter der Tür stehen und lächelte verbindlich.

Die erste Flasche fanden die Freunde nicht genügend gekühlt; aber die beiden anderen entsprachen ihren Wünschen. Hieronymus Hinkeldei bewährte sich als fröhlicher Kumpan, die Unterhaltung stockte nicht, und mehr als einmal lachte das lustige Kleeblatt hell auf über seine Späße. Wenn sie auch mehr oder weniger alt waren, er wußte sie doch so aufzuputzen, daß sie wie neu wirkten.

Digitized by Google

Als sie bei der zweiten Flasche waren, stand Gurner einmal auf und sah ins Gastzimmer hinein. Er wandte sich um und winkte seinem Freund Fendler zu. „Da draußen sitzt der Feldmesser Höllfritsch.“

„Das alte Sumpfhuhn?“ erwiderte Fendler, „weißt du, was dem neulich passiert ist? Er ist doch Junggeselle und mußte wieder einmal umziehen. Wie er nun nach einer schweren Sitzung nachts heimtorkelte, fiel er im Dunkeln auf der Treppe ein paarmal hin. Er war die Situation noch nicht gewohnt, das Terrain hatte er noch nicht richtig vermessen, wie er nachher erzählte. Aber das rächte sich. Auf einmal packte ihn jemand am Kragen, es war die empörte Gattin eines unter ihm wohnenden Bankbeamten, der auch manchmal über den Durst trank. Die Frau erwartete ihn und verwalkte den arglosen Feldmesser gründlich mit dem Ausklopfer.“

„Hat er sich denn nicht zu erkennen gegeben?“ fragte Gurner belustigt.

„Es fehlte ihm wohl im kritischen Augenblick die Sprache, die sie ihm buchstäblich zerschlagen hatte. Sein Gebrumm nützte ihm nichts. Erst als über dem Lärm jemand mit Licht auf die Treppe kam, klärte sich der dunkle Fall auf. So kann auch ein Junggeselle seinem Schicksal nicht entgehen, einmal irrtümlicherweise der Rache einer beleidigten Gattin zu erliegen. Sie hat ihn exemplarisch vermessen.“

Vergnügt schrie Hieronymus Hinkeldei: „Hoch! Hurra! Der Mann soll leben! Der hat uns noch gefehlt! Nepomuk, lange Elendslatte, stehen gebliebene Telegraphenstange, du kennst das alte Huhn, geh hin und bring ihn her, den vermessenen Feldmesser.“

Schmunzelnd erhob sich Nepomuk Filser, zwinkerte lustig mit den Augen; bald saß nun auch der durstige

Digitized by Google

Feldmesser am Tisch bei den vier feuchtfröhlichen alten Knaben.

„Verehrtester Herr Höllfritsch, wir feiern heute Geburtstag; das trifft bekanntlich nur einmal im Jahr ein, dann muß man für weitere Anlässe irgend etwas anderes zu festlicher Bedeutung erheben."

Hinkeldei kicherte, und der lange Nepomuk, der neben dem Feldmesser saß, der offenbar wieder über den Durst getrunken hatte, war so infam, Herrn Höllfritsch zu frozzeln: „Mein Lieber, wir wollen nachträglich noch ein Gläschen zur Feier Ihres glücklichen Einzugs in die neue Wohnung leeren."

Verständnislos schaute der Feldmesser den Spaßvogel an. Ihm schien es nicht ganz geheuer, er begriff nicht, was damit gemeint sein sollte. Verlegen erwiderte er: „Ich bleibe dort nicht. Da ziehe ich wieder aus."

„Was Sie sagen?" rief Nepomuk Filser, den Erstaunten spielend. „So, so, Sie wollen nicht mehr dort wohnen bleiben? Sie lieben offenbar den Wechsel. Oder sollte es damit zusammenhängen, daß Sie fürchten, nochmal verwechselt zu werden?"

Verdutzt blickte Höllfritsch den langen Nepomuk fragend an. Der lachte breit und unverhohlen.

Verlegen drehte der Feldmesser sein Glas auf der Tischdecke hin und her. Dann sagte er schicksalsergeben: „Einmal kann so was vorkommen; man kann sich irren. Aber das freche Weib will sich nicht entschuldigen. Nein, das fällt ihr nicht ein. Sie sagt, es sei schade, daß ich nicht verheiratet wäre, da könnte ich noch hoffen, kuriert zu werden. Die soll mich nicht nochmal in die Kur nehmen."

Da platzten die vier los und lachten so unbändig, daß Xaver Bokelmann herbeikam und von der Tür aus das Hallo mit anhörte. Zuletzt lachte auch der fälschlich ver-

Digitized by Google

bleute Feldmesser. Er war wirklich ein famoses altes Sumpfhuhn, das keinen Spaß übel deutete. So nahm er es auch nicht krumm, als Filser ihm anbot, er wolle ihn heute als Schutzgeist begleiten und nötigenfalls bis aufs Blut verteidigen, wenn die Megäre wagen sollte, ihm die Kleider am Leibe auszuklopfen.

Zu den drei Flaschen Sekt bestellte Gurner im Laufe des Abends noch vier. Bokelmann ließ sich nur hie und da einmal sehen, um in harmlosester Unbefangenheit mit seinen lustigen Gästen zu sprechen.

Gurner, der ihn scharf beobachtete, wunderte sich im stillen, daß der Wirt sich nicht im geringsten ärgerlich oder verdrossen zeigte. Sollte der sonst so schlaue Patron nicht ahnen, daß heute noch die Stunde schlagen würde, wo sie miteinander abrechneten? Oder war er so harmlos, zu glauben, er würde die Zeche bar bezahlt erhalten? Für so dumm hielt Gurner ihn doch nicht. Auf alle Fälle freute er sich jetzt schon über das Gesicht Xaver Bokelmanns, wenn der Augenblick der Vergeltung für seine unglaubliche Dickfelligkeit kam.

Der prickelnde Trank und die anhaltende Fröhlichkeit hatte die kleine Gesellschaft in eine Stimmung versetzt, in der man geneigt ist, ein Erdbeben als vergnüglichen Spaß anzusehen.

Gurner blieb wenigstens insofern noch besonnen, daß es ihm nicht schwer fiel zu rechnen; die Zeche mußte die erwünschte Höhe erreicht haben. Während die anderen irgend einem Ulk zuhörten, den Hieronymus Hinkeldei erzählte, bewegte Gurner die Lippen; er rechnete. Richtig! Nun mußte es stimmen. Er winkte den Kellner herbei und drückte ihm einen Papierschein in die Hand. „Für Sie. Rufen Sie, bitte, Herrn Bokelmann."

Der große Augenblick war nahe. Gurner erhob sich;

Digitized by Google

es fiel ihm nicht ganz leicht. Aber dann schritt er doch in guter Haltung in das Gastzimmer, das nun leer war. Dort kam ihm der Wirt lächelnd entgegen.

„Sie wünschen Herr Gurner?"

„Wir wollen abrechnen."

„Fünfhundertdreiundachtzig Mark," erwiderte Xaver Bokelmann freundlich.

Gurner zog die Stirn in Falten und rechnete rasch. Dann zog er seine Börse, entnahm ihr Geld und sagte mit leisem Triumph in der Stimme: „Schön, dann erhalten Sie noch sechs Mark fünfzig."

Bokelmann schien nicht im geringsten bestürzt, wie Gurner erwartet hatte. Er nahm die drei Papierscheine so höflich dankend, sich leicht verbeugend an, als hätte er zehntausend Mark erhalten.

Die anderen waren inzwischen aufgestanden und Wirt und Kellner bemühten sich, ihnen die Überröcke zu halten.

„Fertig zum Abmarsch!" rief Gurner. „Das war ein schöner Abend. Herr Bokelmann, meine Hochachtung! Der Sekt schmeckte vorzüglich. Von wem haben Sie den bezogen, wenn ich fragen darf?"

„Den hab' ich von Ihnen herüber holen lassen, Herr Gurner," erwiderte Bokelmann mit der liebenswürdigen Unschuld eines harmlosen Kindes.

Gurner erschrak bis in die Knochen. „Was? Von mir? Und be — be — zahlt?"

„Nein! Auf Rechnung, Herr Gurner."

„Wie? Ja, hat mein junger Mann so ohne weiteres ..."

„Oh, den hab' ich hierher gebracht und ihm gezeigt, daß Sie selbst, Herr Gurner, den Sekt trinken. Ich habe ja doch ein Konto bei Ihnen. Empfehle mich bestens, meine Herren!"

Digitized by Google

Vom Schachspiel und dem „Schachdorf" Ströbeck

Von Peter Krailing / Mit 3 Bildern von A. Frankl

Über das Alter des edelsten der Brettspiele, das Schach, ist viel gefabelt worden, man hat es jedoch in Europa vor dem elften Jahrhundert nach Christus nicht gekannt. Die Anfänge dieses Spieles, bei dem allein Umsicht und Scharfsinn, niemals aber glückliche Zufälligkeiten zum Siege führen, leiten nach Indien zurück, führen aber nicht über das achte Jahrhundert hinaus. Von dort brachten es Buddhisten nach Persien; von da kam es nach Arabien und dann nach Spanien und Italien. In Indien führte das Spiel den Namen Tschaturanga = Kriegspiel, woraus in Persien die verderbte Bezeichnung Schatrantsch entstand. Radscha lautet der indische Titel eines Herrschers, des Königs, wofür die neupersische Sprache das Wort Schâh gebraucht; daraus entstand unsere Bezeichnung Schach = Königspiel.

Ältere Dichtungen und Fabeln über die Entstehung des Schachspiels mit seinen vierundsechzig Feldern gibt es nicht wenige. Auch die Araber erdichteten sich Sissa ben Dahir als Erfinder, der einen indischen Fürsten damit bekannt machte. Begeistert von diesem neuen Spiel, forderte der Fürst den Araber Sissa ben Dahir auf, zum Lohne dafür einen Wunsch auszusprechen, der ihm gewährt sein solle. Der Araber bat nun um so viel Weizen, als die Summe ergäbe, wenn er auf das erste der vierundsechzig Felder seines Schachbrettes ein Korn, auf das zweite Feld zwei, auf das dritte vier und so fort, auf jedes nächste das Doppelte des vorigen legte. Der König

Digitized by Google

war erstaunt über den bescheidenen Wunsch und versprach dem Araber die Erfüllung. Bald aber kamen die Kornkämmerer und Schatzmeister mit der Klage, der Reichtum ganz Indiens, ja der gesamten Welt würde nicht

Blick auf den historischen Schachturm in Ströbeck.

hinreichen, Sissa ben Dahir zu befriedigen. Und es zeigte sich, daß die Bitte nicht zu erfüllen war. Nach neueren Berechnungen hätte man dem Araber eine Menge Weizen geben müssen, zu deren jährlicher Hervorbringung das feste Land der Erde, ganz ohne Wälder, Wüsten, Wege, Seen und Flüsse, und durchaus zu dem besten Weizen-

Digitized by Google

boden angenommen, nahe an sechsundsiebzigmal größer sein müßte; zum Fortschaffen der Weizenmenge hätte man wenigstens 625 499 948 254 vierspännige Wagen gebraucht, die über 231 666mal rund um die Erde reichten. Und wenn man den Kornhaufen nach dem Geldwert rechnete, würden nicht weniger als 2 085 000 Jahreseinkünfte eines Staates mit dreißig Millionen Taler nötig sein, um den Gesamtwert zu bezahlen.

Daß sich im Spiel der Charakter eines Menschen mehr oder weniger klar offenbart, ist eine alte Wahrheit. Oft wird in alten Geschichten erzählt, daß man die Sinnes- und Gemütsart eines Brautwerbers beim Schachspiel zu erproben suchte. So soll man einst auch Diplomaten und Minister nach ihrem Verhalten beim Schachspiel ausgewählt haben. Wollte man erkennen, ob jemand zum Amte eines ersten Ministers geeignet sei, so ließ man zwei Personen in seiner Gegenwart spielen. Wenn der zur Wahl stehende Mann still zuschaute und keine Bemerkung fallen ließ, setzte man Vertrauen in ihn; äußerte er aber seine Anschauung über einzelne Züge oder erteilte er den Spielern seinen Rat, so traute man ihm keine Verschwiegenheit zu und erachtete ihn ungeeignet für das verantwortungsvolle Amt.

Wiederholt erzählen alte Chronikenschreiber, daß ein leidenschaftlicher Spieler seinem Gegner, der ihn mattgesetzt, mit dem Schachbrett oder einer Schachfigur den Schädel zerschmettert habe. Wollte man ohne Vorbehalt glauben, daß solche Fälle ungezügelter Wildheit möglich gewesen seien, so bliebe doch immerhin zu bezweifeln, ob man jemanden mit einer Schachfigur erschlagen konnte; die alten, derb gezimmerten Bretter konnten allerdings dazu gebraucht werden.

Im zwölften Jahrhundert schrieb der englische Ge-

Digitized by Google

lehrte Alexander Neckam, der von 1157 bis 1217 lebte, über das Schachspiel. Er nennt es „eitel" und sagt, man verwende darauf so viel Aufmerksamkeit, als sollten die Spieler großen Vorteil aus dem Gewinn erzielen. Der Sieger hielte sich eines Lorbeerkranzes für würdig, während derjenige, der verliert, so betroffen wird, als sei ihm etwas Schlimmes widerfahren. Beim Spiel zeigten sich Anfälle plötzlichen Unwillens, und der verhaltene Ingrimm des gereizten Geistes verriete sich bald durch die Bläße des Gesichts und dann wieder durch die feurige Röte, in der das Antlitz erglühe. Oft käme es dabei zum Zank, und das Spiel würde zum Gegenstand des Streites erniedrigt.

Trieb man das Schachspiel gleich irgend einem anderen Brett- oder Würfelspiel nicht der Ehre wegen, sondern um Geld dabei zu gewinnen, dann war es wohl denkbar, daß es zu Streitigkeiten kommen konnte. So kam es denn auch zu kirchlichen Verboten des „für den Priesterstand unziemlichen Spieles". Die Blütezeit des Schachspiels in Europa fiel in die Zeit von 1250 bis 1450; es wurde so beliebt, daß Staat und Kirche dagegen einschritten, entweder aus oberflächlicher Verwechslung mit dem Würfelspiel, oder weil es vielleicht immer mehr zu einem Spiel um Geld herabsank. In Frankreich duldete um 1208 der Bischof von Paris nicht, daß Geistliche ein Schachbrett bei sich im Hause hielten. Wiederholt kam es auf Konzilien zu Verboten des Schachspiels. Unvernünftige Verbote erreichen aber gewöhnlich das Gegenteil ihrer Absicht. In Städteordnungen wurde das Schachspiel nicht nur ausdrücklich erlaubt, es gab sogar Prediger, die sich dafür einsetzten. Aber auch das Gegenteil traf ein. Im Jahre 1452, am Montag nach dem Sankt-Margareten-Tag kam Johannes Capistranus, ein Bar-

Digitized by Google

In der Volksschule in Ströbeck wird Unterricht im Schachspiel erteilt.

Digitized by Google

füßermönch, nach Nürnberg. Den empfing man mit großer Herrlichkeit. Er predigte außen an der Sankt-Sebaldus-Kirche auf einem steinernen Predigtstuhl, rügte die Pracht und Hoffart heftig, und ließ alle Schlitten, spitzigen Schnabelschuhe, Wulsthauben, Brettspiele und anderes verbrennen. Darauf wurden am Sankt-Laurentius-Tag auf dem Markt verbrannt sechsundsiebzig Schlitten, dreitausendsechshundertvierzig Brettspiele, vierzigtausend Würfel und ein großer Haufe Kartenspiele.

In der Zeit, da man das Schachspiel leidenschaftlich betrieb, holte man für die Sprache der ritterlichen Liebe, des weltlichen und geistlichen Minnegesanges viele Anschauungen und Vergleiche vom Schachspiel her. Unser heute noch gebräuchliches Wortspiel: „Matthäi am letzten" ist aus dem Schachmatt entstanden.

Aus dem dreizehnten Jahrhundert haben sich Vergleiche des Schachspieles mit dem Leben erhalten. Man sagte: Die Welt gleicht einem Brett mit weißen und schwarzen Feldern, auf denen die Menschen als Schachpuppen verschiedene Plätze einnehmen. Früh holt man die Figuren aus einem Sack hervor und stellt sie auf das Brett; nach vollendetem Spiel wartet aber aller ohne Ansehen der Person der nämliche Ort. Auf dem Brett des Lebens spielt der Teufel mit dem Menschen und bietet ihm Schach; wer sich dann nicht beizeiten bekehrt, dessen Seele wird mit Matt zur Hölle geholt werden.

Auf alten Totentanzbildern erschien das Gerippe mit einem Schachspiel. Auf einem Bilde vom Jahre 1480 stehen unter der Gestalt des Todes Verse, in denen gesagt ist, daß er weder Stand noch Geschlecht verschont:

„Euere Jahr' sind ausgezählt,
Länger will ich's nit gestatten,
Zu Tod will ich euch matten."

Digitized by Google

Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts schrieb Langbein in seinem Gedichte: „An Freund Hain“:

„Denn wie beim Schachspiel man am Ende
Könige und Bauern drunter und drauf
In ein Kästchen wirft, so hört der Stände
Unterschied in deinen Kammern auf.“

Mit dem Dreißigjährigen Krieg und seiner vernichtenden Gewalt verlor sich allmählich auch die Freude am Schachspiel, und es kam eine Zeit, da es fast in Vergessenheit geriet, bis man sich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts seiner Pflege wieder zuwandte.

Und doch gab es ein Dorf in unserem Vaterlande, wo alt und jung ohne Unterschied des Geschlechtes nie aufhörten, das königliche Spiel zu betreiben. Seit Jahrhunderten genoß das bei Halberstadt gelegene Dorf Ströbeck als das einzige der Welt den Ruf, das Spiel nie vergessen zu haben. Wie das kam, darüber weiß die Geschichte zwar wenig, desto mehr aber die Sage zu berichten. Im Jahre 1801 ließ der Pastor Koch in Magdeburg ein Buch über die „Schachspielkunst“ drucken, in dem nach der Sage die Herkunft des Ströbecker Schachspiels erzählt wird. Unter Kaiser Heinrich II. wird im Jahre 1004 das Dorf zum ersten Male urkundlich genannt. Sieben Jahre danach überwies der Kaiser dem Bischof Arnulf von Halberstadt einen Grafen Guncellin als Staats- und Kriegsgefangenen; den sollte er in einem Turm des Dorfes Ströbeck sicher verwahren, bis weitere Verfügungen einträfen. Den Bauern ward die Pflicht auferlegt, Guncellin zu bewachen, und da sie mit dem Grafen gut umgingen, hielt er sich freundlich zu ihnen, schnitzte, um seine Langweile zu vertreiben, Schachfiguren, fertigte ein Schachbrett an und lehrte die Bauern das Spiel, in dem er Meister war.

Digitized by Google

Nach einer im wesentlichen ähnlichen Überlieferung soll Bischof Burchard II., auch Bucko genannt, im Jahre 1068 einen Heereszug gegen die Wenden unternommen haben. Dabei nahm er einen vornehmen Wenden gefangen, den er im Ströbecker Turm festhielt,

Schachpartie während der Arbeitspause in Ströbeck.

bis die Unterlegenen die Friedensbedingungen erfüllten und Lösegeld schickten. Von diesem Gefangenen sollen die Bauern das Schachspiel erlernt haben.

Diese Sagen erwähnte auch der Halberstädter Lehrer Karl Elis in seinen „Kurzgefaßten Nachrichten von Ströbeck", die er im Jahre 1843 herausgab. Nach Pastor Koch soll ein Kapitular des Domstiftes Halberstadt, der mit dem Bischof zerfallen war, sich nach Ströbeck zurückgezogen und in dem Turm die Bauern mit dem Schachspiel bekannt gemacht haben. Als der Geistliche später

Digitized by Google

dem Bischof im Amt nachfolgte, mahnte er die Ströbecker, das Spiel weiter zu pflegen, und entlastete sie von gewissen Abgaben.

Mag es nun um diese alten Überlieferungen so oder anders stehen, mag dieser spätere Bischof mit dem älteren „Bucko" von Halberstadt verwechselt worden sein, fest steht, daß die Ströbecker Bauern zu allen Zeiten bis heute eifrige Schachspieler geblieben sind. Sie hielten daran fest, ein Recht zu haben, wonach sie jedem neuen Landesherrn, der auf Reisen in die Nähe des Dorfes kam, eine Partie Schach anbieten durften. Am 13. Mai 1651 erhielten die Ströbecker von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm ein „Schach- und Kurierspiel" samt silbernen und vergoldeten, sowie elfenbeinernen Figuren geschenkt. Nur die aus Edelmetall geformten Figuren kamen der Gemeinde durch Ausleihen abhanden; das Brett und die Elfenbeinfiguren sind noch in ihrem Besitz. Auch der alte viereckige, ziegelgedeckte Turm steht noch am nördlichen Ende des Dorfes. Ströbeck führt in seinem Gemeindesiegel einen fliegenden Adler über einem Schachbrett, flankiert von den Figuren des Königs und der Königin.

Wenn auch die Ströbecker bis in das vorige Jahrhundert an älteren Spielweisen festgehalten haben, so sind sie doch seit Jahrzehnten dazu übergegangen, die international gültigen Schachregeln anzunehmen und sich mit der Theorie des edlen Spieles ernstlich zu befassen. In Ströbeck dürfte die Freude am Schachspiel nicht so bald erlöschen, denn es besteht dort mehr als ein Schachklub für Frauen und Männer, und in dem Gasthaus „Zum Schachklub" wird fleißig gespielt. Man beteiligt sich öfters an auswärtigen Turnieren. Und was noch mehr dazu beiträgt, die alte Tradition aufrecht zu erhalten, ist eine sonst nirgends in der Welt vorhandene Ein-

Digitized by Google

richtung. In der Schule wird das Schachspiel als Unterrichtsfach betrieben. Wie man anderwärts die Jugend an gewissen Tagen mit Reisbrettern zur Zeichenstunde wandern sieht, so gehen die Ströbecker Knaben und Mädchen mit großen Schachbrettern zur Schule. Man darf den Ströbeckern den Stolz darauf gönnen, daß sie in der ganzen Welt das einzige Dorf bewohnen, in dem seit Jahrhunderten das edelste Spiel gepflegt wurde, und gewiß wird es noch lange eine würdige Stätte dort finden. Wenn auch noch kein Weltmeisterschaftsspieler aus dem Dorf hervorgegangen ist, so hat man doch dort mit dem „königlichen Spiel" manche Stunden besser verbracht, als mit einem weniger edlen Zeitvertreib, und mancher Ortsfremde fand in Ströbeck seinen Meister.

Digitized by Google

Die Menschenaffen aus Teneriffa

Von Oskar Brütting / Mit 6 Bildern

Seit die Menschen mit Tieren umgehen, beschäftigte man sich mit den eigenartigen Lebensäußerungen und dem Seelenleben dieser Geschöpfe. Unzählige Bemerkungen über das Verhalten und Tun der verschiedensten Tiere sind in den Schriften der Griechen und Römer niedergelegt. Manche gut beobachtete Züge erkennt man auch in der Mythe und Dichtung, besonders in den Tierfabeln. Wenn es auch ein hervorstechender Zug dieser Darstellungen ist, den Tieren menschliche Eigenschaften anzudichten, wie dies vor allem, und am begreiflichsten in Fabeln geschieht, so bleibt doch noch manches übrig, dessen Hervorhebung auf scharfe Beobachtung und klares Urteil schließen läßt.

Im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Scholastik entstand für die Tierbeobachtung eine merkwürdige Zeit. Das Tier denkt nicht, deshalb hat es keine „Seele"; nur der denkende Mensch war ja damit begabt. Es kam sogar dahin, daß man die Frage stellte, ob die Frau eine Seele besitze; da dies von einem Teile der damaligen Gelehrten bestritten wurde, ergab sich in Verfolgung der logischen Konsequenz dieser Idee die weitere Frage, ob die weiblichen Wesen überhaupt zu den Menschen zu zählen seien. Auch dies wurde verneint. Daß man in dieser Zeit zur vorurteilslosen Beobachtung der Tiere nicht geeignet war, ergibt sich von selbst.

So kam man allmählich dahin, die seelenlosen, nicht denkenden Tiere als bloße Maschinen zu betrachten, obwohl man nicht zu leugnen vermochte, daß bei den Tieren

Digitized by Google

gewisse Äußerungsformen von Schmerz, Freude, Angst, Schrecken und Zorn mit mehr oder weniger entsprechenden des Menschen übereinstimmten. René Descartes (1596—1650), der Begründer der neueren Philosophie,

Junger Schimpanse mit seinem Wärter.

und der scharfsinnigste Denker der Franzosen, erkannte das Wesen der Seele allein im sich selbst bewußten Denken; er sprach deshalb den Tieren die Seele ab und bezeichnete sie als „belebte Maschinen".

Wenn auch die naturwissenschaftliche Auffassung jener Zeit nach ihrem damals möglichen Standpunkt begreiflich erscheint, so ergibt sich der Irrtum dieser

Digitized by Google

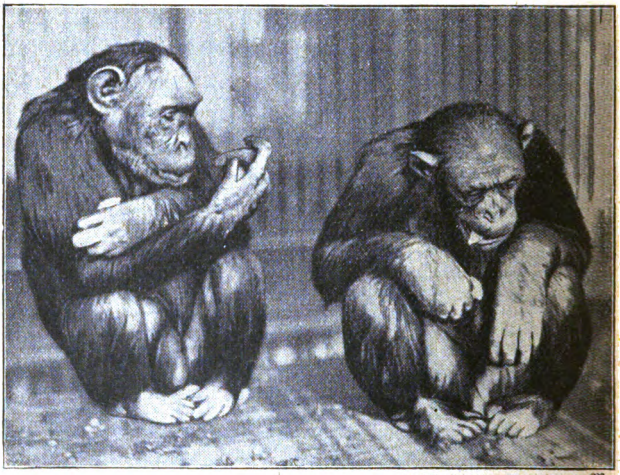
Annahme sofort, wenn wir die Ähnlichkeit der Äußerungsweisen tierischer Empfindungen mit denen vergleichen, die wir an uns selbst oder an anderen Menschen wahrnehmen. Suchte man sich nun später auf Grund solcher Vergleiche das Seelenleben der Tiere verständlich zu machen, so gelangte man doch auch dabei zu falschen Schlüssen, indem man sich manches an Tieren Beobachtete zu menschlich erklärte. Bis zum heutigen Tag glaubt man in Laienkreisen etwas Besonderes gesagt zu haben, wenn man den Tieren eigentümlichen Trieb, gewisse Handlungen auszuführen, zu welchen sie nicht durch Verstandesoperationen gelangen, als Instinkt bezeichnet. Wie man sich vor Jahrhunderten darüber erregte, ob die Tiere eine Seele besäßen oder nicht, so wird heute eine mehr oder weniger enge Trennung zwischen Instinkt und Verstand angenommen. In Wahrheit bestehen jedoch nur Grenzen für unsere Einsicht.

Nach Anfängen, die noch in das achtzehnte Jahrhundert fallen, beschritt man im folgenden zur Erforschung und Klärung dieser dunklen, schwer zu erfassenden Probleme den Weg des Experimentes. In der anatomischen Gehirnforschung und der vergleichenden Anatomie gelangte man wohl zu bedeutsamen Ergebnissen, aber die letzten Hüllen, die im Verhältnis der Hirnbildungen zu den Geistestätigkeiten bestanden, konnten auch dadurch nicht völlig beseitigt werden.

Nun gesellte sich zur anatomischen Untersuchung die Seelenerforschung, die Psychologie. Die an Menschen gemachten Beobachtungen und Erfahrungen wurden benützt, um die Geistesfunktionen der Tiere damit zu vergleichen. Nach den auf diesem Wege gewonnenen Ergebnissen darf gesagt werden, daß auf diese Weise wertvolle Erkenntnisse ermittelt worden sind.

Digitized by Google

Es bedeutet keine Absage an die untereinander verknüpften wissenschaftlichen Erforschungsmethoden, wenn in neuerer Zeit lediglich psychologische Studien an Tieren wieder mehr geübt wurden. Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges, unterstützt durch die Berliner Akademie der Wissenschaften, ist auf der kanarischen Insel Teneriffa



Illustr.-Blatt, Frankfurt a. M.

Schimpansenweibchen.

eine eigene Station errichtet worden, an welcher vor allem umfassende psychologische Studien an Menschenaffen betrieben werden sollten. Mit diesen wichtigen Untersuchungen betraute man Psychologen, die besondere Erfahrungen in den Methoden besaßen, die auf dem vielverzweigten Gebiete der experimentellen Psychologie des Menschen erarbeitet wurden. Um klare und sichere Ergebnisse zu erlangen, untersuchte man solche Tiere, die außer beim Fang nur wenig mit Menschen in Berüh-

Digitized by Google

rung gekommen waren, und hielt sie unter möglichst natürlichen Bedingungen. Die meisten der in Kamerun oder an der Guineaküste eingefangenen Schimpansen standen im Alter von vier bis sechs Jahren. Jetzt befinden sich mehrere dieser in Teneriffa zu Studien gehaltenen Tiere im Berliner Zoologischen Garten. Dr. Wolfgang Köhler, der auf Teneriffa eingehende Untersuchungen an Schimpansen betrieben hat, kam zu dem Schluß: das Seelenleben der Schimpansen steht dem der Menschen näher als dem der höheren Tiere.

Bei den auf die verschiedenartigste Weise vorgenommenen Intelligenzprüfungen der Menschenaffen ergab sich die überraschende Tatsache, daß diese Geschöpfe fähig sind, einfache, zweckmäßige Handlungen vorzunehmen, die sie in der Freiheit nicht zu vollbringen genötigt waren. Nach Köhlers Auffassung geschah dies in einer Weise, wie es etwa bei Kindern menschlicher Herkunft in ähnlichen oder gleichen Fällen geschehen würde.

Bedeutsam an diesen Tierversuchen ist, daß die Begabung durchaus nicht bei allen die gleiche ist, und selbst gut veranlagte Tiere bringen es nur dann zu besonderen Leistungen, wenn der Zusammenhang gewisser Handlungen einfach faßbar ist. Die angestellten Experimente erbrachten vielfach den sicheren Beweis, daß einzelne Handlungen nicht zufällig zustande kamen. Dies zeigte sich auffallend bei Versuchsanordnungen, die so getroffen wurden, daß es als unmöglich bezeichnet werden muß, sie könnten zuvor in der Freiheit schon gelöst worden sein. Die Tiere benützten einen Stab zum Heranziehen von Nahrungsmitteln, die sie mit den eigenen Organen nicht zu erfassen vermochten. Hing das Futter so hoch, daß es nicht zu erreichen war, dann wurde ein Stock zum Herunterschlagen als zweckdienlich erachtet und

Digitized by Google

dazu benutzt. Daß ein Stock als primitives Werkzeug auch zum Zerstören von Drahtnetzen oder zum Wurzelausgraben benützt wurde, ist öfter beobachtet worden. Wurde das Futter unerreichbar hoch gehängt, dann wurde ein Stab als Springstange gebraucht; das Tier kletterte schnell daran in die Höhe und ergriff rasch das aufgehängte Futter, bevor der Stab umfallen konnte. Wenn irgend etwas Eßbares einige Meter von einem Turnseil, zu hoch über dem Boden, um greifbar zu sein, aufgehängt wurde, kletterten die Tiere am Seil empor, schwangen sich daran dem entfernten Ziel entgegen und rissen das Futter herab. Auch die Schlinge eines Seiles, an dem ein Affe angebunden war, diente ihm als Versuchsmittel, ein von ihm begehrtes, sonst nicht zu erfassendes Futter damit herunterzuschlagen.

Benützung eines Springstockes zum Erreichen des Futters.

Die beste Turnerin zog, an einem vier Meter langen Bambusrohr bis an die Spitze kletternd, dieses als Springstock allem anderen vor, wo es galt, ein hoch aufgehängtes Ziel zu erreichen.

Digitized by Google

Mit kleinen Stöckchen und Strohhalmen stochert der Affe in allen Ritzen und Löchern herum, er hält sie auch ins Wasser und leckt die hängenbleibenden Tröpfchen ab. Strohhalme stecken sie in einen Ameisenbau und verspeisen die daran hängenden Ameisen.

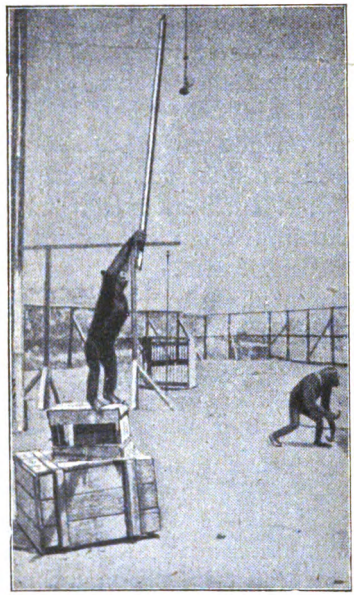
Der Schimpanse gräbt gern nach Kräuterwurzeln in der Erde; er benützt dazu auch den Stock, den er, mit Hand und Fuß stoßend, als Grabwerkzeug benützt. Die schwere Verschlußplatte auf einer Wassergrube reizt zum Abheben und Wegschieben; starke Stöcke und Eisenstangen werden in Ritzen gesteckt und wirken als Hebel. Die Tiere necken sich gegenseitig durch Stöße mit Stöcken, gehen drohend damit im Spiel aufeinander los. Auch schlagen sie einmal im Wutanfall damit zu, wenn sie gerade einen Stock in der Hand halten.

Diese mannigfachen Verwendungsarten und die Tatsache, daß die Schimpansen ohne jede Unterweisung, sei es im Spiel oder im Ernstfall, von selbst zum Stock greifen und ihn geschickt handhaben, lassen mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, daß sie ihn als Baumbewohner auch in Freiheit kennen und gebrauchen.

Liegt irgend etwas Begehrenswertes außerhalb des geschlossenen Raumes in nicht mit den Gliedmaßen erreichbarer Entfernung, dann werden künstliche Hilfsmittel gebraucht. Das Tier trottet im Raum herum und dabei fällt ihm irgend ein Gegenstand auf, der als Stock gebraucht werden kann. Wenn kein solcher gebrauchsfertig daliegt, reißt er einen Zweig vom Baum herunter und macht ihn zurecht, knickt ein Bündel Strohhalme einmal, zweimal zusammen, um es zu versteifen, reißt eine Latte aus einer Kiste, einen Draht aus einem Drahtnetz heraus oder schlägt mit einem Fetzen Tuch das Gewünschte heran.

Digitized by Google

Eine der auffallendsten Leistungen ist dabei die Stockverlängerung durch Ineinanderstecken von hohlen Bambusrohren. Der Schimpanse Sultan erhielt zwei ineinanderpassende Rohre und quälte sich stundenlang damit vergebens ab, an die Früchte zu kommen. Endlich wandte er sich vom Gitter fort und nahm die Rohre mit. Er setzte sich nieder und hielt sie spielend aneinander; dabei geriet halb zufällig das eine in das andere. Sofort erfaßte er den Vorteil, eilte mit dem verlängerten Stock zurück und holte die Frucht damit heran. Aber noch mehr! Sultan biß auch eine zu breite Latte so weit an einem Ende zurecht, daß sie in das hohle Rohr gesteckt werden konnte. Er fügte ohne Zögern im Bedarfsfall auch drei Rohre richtig ineinander.

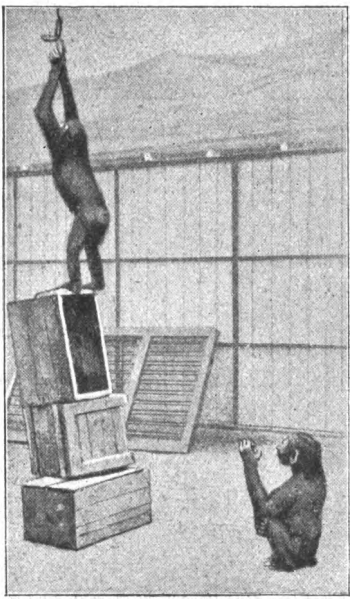


Auf einem Kistenaufbau stehend, schlägt ein Schimpanse das lockende „Ziel" mit dem Stock herab.

Auf dem Boden liegende Kisten oder aus Brettern und Latten zusammengefügte kistenartige Gebilde wurden von den Tieren entweder einzeln als „Schemel" herbeigeschleppt und sogar aufeinandergestellt, wenn es sich darum handelte, irgendein hoch angebrachtes Futter zu erlangen. Dr. Köhler schilderte einzelne dieser

Digitized by Google

Fälle, die als Beweis dafür anzusehen sind, daß man es mit durchaus sinngemäß vollzogenen Handlungen zu tun hat, und nicht nur mit sogenannten Zufallsergebnissen. Allerdings besteht für derartige Leistungen eine überraschende Grenze. Wenn auch von einzelnen Affen zur Erreichung eines fernen und hochgelegenen Zieles in folgerichtiger Weise mehrere Kisten herbeigeschleppt wurden, so zeigte sich doch, daß meist ein mehr oder weniger wackeliger Aufbau zustande kam, der sich nur schwer im Gleichgewicht erhielt. Diese Versuche wurden alle so angelegt, daß die Tiere keinen der Vorgänge beobachten und nachahmen konnten. Es verdient nebenbei Beachtung, wenn ein so erfahrener Tierpsychologe, wie Dr. Köhler, bekennt, es sei unrichtig, daß dem Affen ein besonders stark ausgeprägter Trieb eigen sei, möglichst alles nachzuahmen, was er in seiner Umgebung bemerkt. Das sei ein nur zu weit verbreitetes Märchen. Derartige Behauptungen werden von Forschern nicht grundlos geäußert, denn sie benutzen zur Feststellung dieser Sachlage das Experiment. Bei Prüfungen, durch



Aufbau von Kisten zur Erreichung des Futters.

Digitized by Google

deren Ergebnis die Fähigkeit zur Nachahmung erprobt werden soll, muß vorher die Gewißheit geboten sein, daß keinem der Tiere eine Lösung der Aufgabe schon im voraus bekannt und von keinem vorher eine derartige besondere „Erfindung" gemacht worden ist.

Schimpanse ersteigt zusammengetragene „Kisten", um zum „Ziel" zu gelangen.

Unter den Schimpansen der Station befand sich ein nicht besonders veranlagtes Geschöpf. Tagelang gelangte dieser Affe selbst bei größtem Hunger nicht dazu, eine nahegelegene Kiste herbeizuschleppen und den Versuch zu machen, das zu hoch hängende Futter vielleicht auf diese Weise zu erlangen. Schließlich setzte sich das Tier, ermüdet von ergebnislosen Sprüngen, auf die Kiste, ohne zu erfassen, daß es nun einen höheren Platz einnahm, als sonst auf der Erde. In diesem Falle war für die nun folgende Untersuchung der Beweis gegeben, daß der Affe nicht verstand, durch eine

Digitized by Google

selbständige, sinngemäße Handlung in den Besitz der doch sehr ersehnten Nahrung zu gelangen. Nun konnte die Prüfung auf Fähigkeit zur Nachahmung vorgenommen werden. Dr. Köhler erfaßte die Kiste und brachte sie rasch unter das von oben herabhängende Futter, benützte die Kiste zum Aufstieg, faßte schnell nach dem Futter, das er jedoch an dem Strick, woran es befestigt war, hängen ließ. Fast im gleichen Augenblick sprang er nun wieder herab auf die Erde und warf die Kiste fort. Nach den Worten Köhlers währte es kaum eine Minute, bis der Schimpanse den Zusammenhang erfaßt und das Manöver erfolgreich wiederholt hatte.

Lägen die Dinge nun so, daß der Nachahmungstrieb allen Affen gemeinsam wäre, dann müßte sich in allen ähnlichen Fällen die gleiche Art des sinnvollen Handelns nach dem Vorbild ergeben. Daß sich dies nicht so verhält, betont der Gelehrte ausdrücklich. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß, wie unter Menschen, auch bei den Menschenaffen naturbedingte Grade der Anlagen und Fähigkeiten zu beobachten sind. Auch bei den Affen gibt es also sogenannte Minderbegabte. Daß dies auch für andere Tierarten gilt, dafür bieten die auf Erfahrung beruhenden Beobachtungen von Tierkennern und Dresseuren genug Belege. Auch im Tierreich sind demnach die Begabungsgrenzen schwankend; die Intelligenzgrade sind verschieden abgestuft. Es besteht also für Tiere und Menschen gleicherweise das harte Wort des amerikanischen Denkers Ralph Waldo Emerson zu Recht, der gesagt hat: „Wenn der Mensch den Leib der Mutter verlassen hat, ist die Pforte der Gaben hinter ihm geschlossen."

Wenn wir durch die Künste der Erziehung erreichen, daß mancher Schwachbegabte dennoch allmählich eine

Digitized by Google

gewisse Leistungsfähigkeit erreicht, so dürfen wir nicht vergessen, daß es sich dabei oft doch nur um eine Art von Dressurergebnis handelt. Große Leistungen zu vollbringen, ist allein den Menschen mit außergewöhnlicher Begabung möglich.

Durch Beobachtungen an Menschenaffen sind wichtige Ergebnisse nicht nur für die geistigen Fähigkeiten der Tiere zu erbringen, man gelangte bei ähnlichen Versuchsanordnungen auch zu bedeutsamen Aufschlüssen über das Verhalten von Kindern im frühesten Jugendalter. Darin liegt der hohe Wert solcher Studien, die für den Laien meist nur den Charakter der Kuriosität haben. Es ist ein langer Weg, der seit den Tagen des Mittelalters in der Erkenntnis der Tierseele zurückgelegt worden ist. Und es bleibt für die Forschung noch viel zu tun, denn auch die hier geschilderten Ergebnisse sind nur ein weiterer Schritt zu ferneren Zielen, denen sich unsere Wissenschaft, aller Not zum Trotz, hoffentlich weiter zu nähern vermag.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Wozu der Zopf der Chinesen gut war

Wie seinerzeit der Zar Peter I. seine Russen zu kultivieren suchte, indem er ihnen die großen Bärte abschneiden ließ, so mußten die männlichen Chinesen den Zopf opfern zu Ehren der neuen Zeit, die man damit äußerlich zu betonen suchte. Das ging nicht ohne Widerspruch vor sich, denn der Zopf war ein altes nationales Kennzeichen. Dr. Vortisch-van Vloten, ein deutscher Arzt, entgegnete einem europäischen Verteidiger der ehrwürdigen Mode, Dr. R. Baron Budberg, im „Ostasiatischen Lloyd" in humoristischer Weise, wozu der Zopf den Chinesen diente. Vor allem bot er eine treffliche Handhabe. „Bald waren es blinde Alte, die sich am Zopf ihres Enkelkindes festhielten und an diesem Leitseil durch die dichtesten Menschenknäuel hindurchkamen; bald waren es Polizisten, die ihren Häftling, Dieb oder Räuber mit sicherem Griff am Zopf in die Haft führten, während sonst kein Chinese den anderen am Zopf zu fassen wagte; denn das hieß so viel als: du bist ein Dieb. Ja sogar als Arzt mußte ich mich beim Abhorchen des Rückens in acht nehmen, daß ich den hochlöblichen langen Schwanz dahinten nicht zu unehrerbietig beiseite schob. Der Zopf diente auch als bequeme Handhabe, wenn man einen Übeltäter irgendwo festbinden wollte und die Schnur oder der Strick fehlte; selbst die Hände eines widerspenstigen Kerls konnte man mit seinem eigenen Zopf fesseln. Oft sogar wurden Übeltäter zur Bestrafung oder hochnotpeinlichen Folterinquirierung kurzerhand am Zopf aufgehängt. Ja, das Höchste war aber doch wohl das, daß ein Chinese nicht nur seinen Zopf um den Hals schlingen konnte, um sich vor Kälte zu schützen, sondern um sich daran aufzuhängen. Eltern oder Wärterinnen konnten ihre allzu beweglichen Kinder an ihren Zöpfen in ihrer Nähe festhalten oder sie gar zusammenbinden. Schließlich diente der Zopf dazu, Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts äußerlich kennbar zu machen, wenigstens in meiner Gegend, wo Buben und Mädchen

Digitized by Google

sich in ihrer Kleidung kaum unterscheiden, indem die Mädchen ein feuerrotes Band in ihren Zopf flochten, die Knaben aber sich in der Regel mit schwarzer Schnur begnügten. Kleinen Knaben allerdings, von zwei bis fünf Jahren, flochten die Eltern auch oft ein rotes Band in den Zopf, um dem Schicksal vorzugaukeln, das Kind sei ‚nur' ein Mädchen; es ist ja in China allgemein herkömmlich, auf die Frage, ob dieses oder jenes Kind ein Sohn sei, zu erwidern: ‚Nein, ein Mädchen!', um den Neid des Schicksals nicht herauszufordern. Aus dem gleichen Grunde gibt man seinem Goldsohn irgend einen wüsten Namen wie Floh, Hundslaus, Schwein oder Hund.

Die Zöpfe mancher Leute, die den Arzt aufsuchten, waren oft das reinste Urwaldrevier mit Getier aller Art, das kroch, flog, stach und stank. Darum ist es auch in vielen chinesischen Spitälern eine der allgemeinen Vorschriften, daß, ehe ein Patient aufgenommen wird, er sich das Kopfhaar rasieren oder das Haar kämmen lassen muß. Als Hausherr wie als Arzt begrüßte ich das Fallen des Zopfes aus dem Grund, weil mein Koch und mein Apotheker nun nicht mehr Gefahr liefen, ihren Zopf unversehens aus Kochhäfen oder Salbentöpfen herauszuziehen zu müssen und damit der Appetitlichkeit der Speisen und Reinheit der Medizin Eintrag zu tun. Der Koch hat jetzt auch nie mehr fettige Hände, da er nun nach keinem Zopf greift, um ihn beiseite zu schieben, ihn auf- oder abzubinden und mit ihm zu spielen."

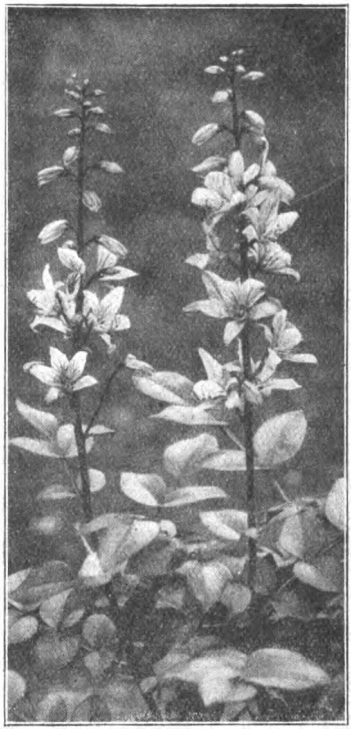
Wenn nun auch der Zopf der Chinesen äußerlich verschwunden ist, so hat sich damit ihr Wesen noch nicht verändert. Ja, man kann behaupten, der „innere" Zopf wird sich wohl ebensolange bei ihnen erhalten, als das Haarwerk ihnen einst über den Rücken herab baumelte. O. Bran.

Ein brennender Busch

Meist auf Kalkstein, aber nur an sonnigen warmen Stellen in lichten Laubwäldern, wächst bei uns, jedoch nicht überall in Deutschland, eine fast meterhohe Staude mit eschenblattartigen, eirundlänglichen, feingesägten Blättern und roten, dunkelgeäderten Blüten. Es ist der Diptam (Diptamus albus Linné), eine

Digitized by Google

ebenso schöne wie eigenartige Pflanze. Man findet sie in der freien Natur, aber nur vom südlichen Rheintal bis in die Muschelkalkregion Ostthüringens. Nördlich kommt sie bis in den Harz vor; am Huy bei Halberstadt und an der Asseburg bei Wolfenbüttel ist die äußerste Grenze ihrer Verbreitung. Westliche Gebiete sind die Pfalz, das Elsaß und das Nahetal; auch im mittleren Frankreich kommt der Diptam vor. Nach Schlesien, im Osten, scheint die Pflanze von den Karpathen herübergekommen zu sein; aus den südlichen Bergen stammend, könnte sie jedoch auch von der Adria über das österreichische Alpengebiet eingewandert sein. Aber auch die westdeutsche Verbindung mit dem Süden ist nach Francé lückenhaft, denn die Staude fehlt in der ganzen Nordschweiz, ausgenommen des an das Rheintal angeschlossenen Kantons Schaffhausen. Erst im Tessin und Wallis erscheint sie wieder in einzelnen Kolonien und breitet sich, dem Südfuß der Alpen entlang, über Griechenland, die Lesbischen Inseln, Vorderasien und die Kaukasusländer bis nach Nordchina aus.



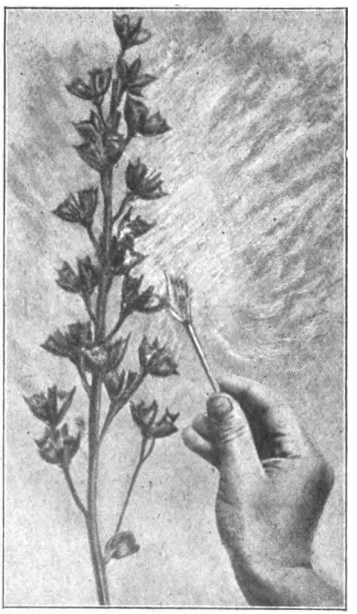
Der Diptam, eine ebenso hübsche wie interessante Gartenpflanze.

Ihrer Seltenheit wegen ist sie bei uns da und dort nicht mehr

Digitized by Google

so häufig wie einst, denn fast alle angehenden Botaniker wollten das berühmte Gewächs in ihren Herbarien haben. In der Nähe von Bruchsal, wo sie einst häufig vorkam, fand Francé 1898 auf einer Fahrt mit seinen Studenten nur noch wenige Stöcke.

Die ganze Pflanze ist stark würzig und verbreitet einen auffallenden, betäubenden, zitronenartigen Geruch und bleibt vor Schneckenfraß und dem Weidevieh bewahrt. Der ganze Stengel dieses Rautengewächses ist mit kräftig riechenden Härchen dicht besetzt, und zahllose, ein ätherisches Öl enthaltende Drüsen finden sich namentlich am Blütenstande, den Staubfäden und an den Früchten. Die Ausscheidung dieses ätherischen Öles ist derart stark, daß sich besonders nach heißen Sommertagen diese Teile klebrig anfühlen und sie ein ganzer Dunstkreis einhüllt, der sich leicht entzünden läßt, wobei der auflodernden Flamme dichte Rauchwolken folgen.



Des Diptamus brennende Frucht.

Diese hochauflodernde Flamme zeigt sich aber nur dann, wenn ein offen brennendes Licht, etwa ein Streichholz, in unmittelbare Berührung mit den Drüsen tritt, die ölhaltigen Teile vollkommen ausgebildet sind und das ätherische Öl bei fortgeschrittener Reife des Samens noch nicht verdunstet ist. Am besten gelingt die Entzündung dann, wenn man die Lichtflamme dem unten abgeblühten und schon mit Kapseln besetzten Teile der Stengel, der an der

Digitized by Google

Spitze noch die letzten Blüten trägt, nähert. — Die gleichfalls stark riechende weiße Wurzel des Diptams, im Volksmunde Spechtwurz, Eschen- oder Aschwurzel genannt, wurde früher ihres im frischen Zustande starken Bitterstoffes wegen als Arznei gebraucht. Im trockenen Zustand ist die Wurzel jedoch ohne Wirkung. Die jungen Blätter der Staude dienen in Sibirien als Teesurrogat. In den Schriften der antiken Ärzte wird die Heilkraft der Pflanze hochgepriesen, und es dürfte anzunehmen sein, daß sie deshalb als Arzneigewächs aus südlicher gelegenen Ländern eingeführt worden ist, wie dies mit vielen anderen, in früheren Jahrhunderten als Heilpflanzen angesehenen Stauden geschehen ist. Häufig kam es dann ja auch vor, daß solche Gewächse aus den Kräutergärten verschleppt wurden oder auf natürliche Weise ihren Weg in das freie Gelände fanden und sich dort an geeigneten Standorten erhielten. Die schöne Staude ist auch häufig als Zierpflanze in Gärten gepflegt worden und wirkt dort nicht nur wegen ihrer Größe anziehend. Dr. S.

Steigerung der Geflügelzucht durch elektrische Brutapparate

Da die Einfuhr von Geflügel und Geflügelprodukten, die vor dem Krieg mehr als 150 Millionen Goldmark betrug, was jetzt etwa der Summe von annähernd drei Milliarden Papiermark entsprechen würde, möglichst unterbleiben muß, ist die Steigerung der einheimischen Geflügelzucht dringend notwendig. Die auf natürlichem Wege erfolgende Brut läßt sich jedoch nicht beliebig erhöhen, die Leistungsfähigkeit der Tiere ist beschränkt. In rationell betriebenen Züchtereien ist man deshalb mit Erfolg zur Anwendung künstlicher, elektrisch geheizter Brutapparate übergegangen. In diesen können, obwohl der einzelne Apparat nur wenig Raum in Anspruch nimmt, hundert bis zweihundert Eier gleichzeitig ausgebrütet werden. Schaden durch Zerdrücken oder unvollständiges Ausbrüten, wie es bei Nesteiern oft vorkommt, ist bei dieser künstlichen Methode nicht zu befürchten. Der Brutapparat kann in jedem trockenen, ruhigen, vor Erschütterung geschützten Raum aufgestellt werden, muß aber ganz genau

Digitized by Google

wagerecht stehen (Abbildung 1). In den unteren Teil werden kleine, haßelnußgroße Steine gefüllt und darüber wird eine Schicht feiner Sand so ausgebreitet, daß die seitlichen Luftlöcher und die Gipskörper am Boden gut bedeckt sind. Die Seitenwandungen oben sind hohl und dienen als Heißwasserbehälter, der Wärme aufspeichert und die Eier auch dann noch mit genügend hoher Temperatur umgibt, wenn einmal die elektrische Stromquelle versagt. Mit einem Stecker wird der Apparat an die Leitung angeschlossen und durch den einfließenden Strom nach und nach erwärmt. Sobald eine Temperatur von 39 bis 40 Grad Celsius erreicht ist, schaltet der Strom sich selbsttätig aus; sinkt dagegen die Wärme unter dieses Maß, wird er ebenso wieder eingeschaltet. Das erste Durchwärmen erfordert einige Stunden und muß am Thermometer sorgfältig beobachtet werden; dann ist die Temperatur dauernd auf 39 bis 40 Grad zu halten. Je nachdem sie zu steigen oder zu sinken beginnt, wird die auf der Abbildung rechts sichtbare Stellschraube auf „Warm" oder „Kalt" gedreht, worauf sich allmählich die richtige Höhe wieder einstellt. Nun werden die Eier ohne weitere Unterlage auf die feuchtwarme Sandschicht gelegt, nicht etwa aufrecht gestellt, und obenauf ein Thermometer derart, daß durch das Beobachtungsfenster die Skala (der Innentemperatur) abgelesen werden kann. In dieser stetigen, nie durch Öffnen unterbrochenen Brutwärme vollzieht sich ungestört die

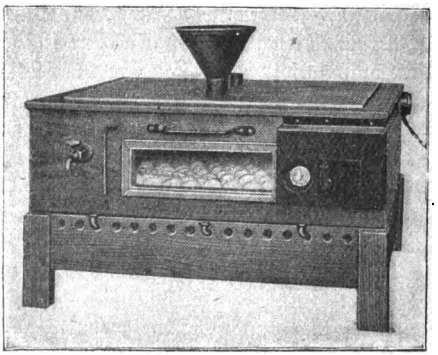


Abb. 1. Brutapparat zum Aufsetzen auf einen Tisch.
Siemens Elektrowärme-Ges. Dresden.

Digitized by Google

Lebensentwicklung im Ei. Jedoch ist auch während dieser Zeit ein Nachprüfen, Auslesen der unbefruchteten Eier und Entfernung abgestorbener möglich. Am neunzehnten Tage beginnt bei den einwandfreien das Anpicken der Küken an die Schale und in der Regel am zwanzigsten Tage das Ausschlüpfen. Wenn die Vorschriften für die Behandlung des Apparates und die Beobachtung der Eier sorgfältig beachtet werden, hat man die Freude, viel mehr Eier durch die elektrische Brut als durch die natürliche bis zum Ausschlüpfen der kleinen Hühnchen zu bringen, also die uns so notwendige Steigerung der Geflügelzucht durchzusetzen. Die Apparate sind in verschiedener Größe zu haben. Auf Wunsch wird auch ein Kükenkasten (Abbildung 2) mitgeliefert, der den ausgeschlüpften Küken während der ersten sechsunddreißig Stunden als hinreichend warmer Aufenthaltsort dient. Er hat Lüf-

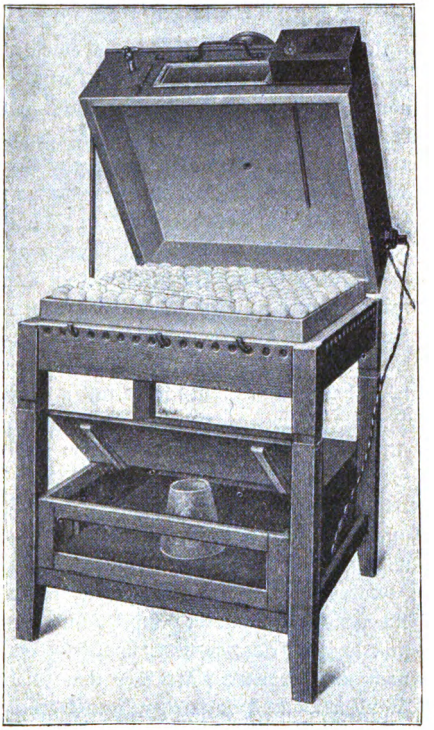


Abb. 2. Elektrisch beheizter Brutapparat mit Kükenkasten im unteren Teil.
Siemens Elektrowärme-Ges. Dresden.

Digitized by Google

tungsöffnungen und eine Auslauftür, durch welche die Kleinsten der Familie „Hühnchen" ins Freie gelangen können, um ihre ersten Schritte ins Leben zu wagen. M. Ka.

Abfuhr eines Emporkömmlings

Unter Napoleon I. gelang es einem Polen, Sakoski, durch Armeelieferungen reich und zum Hofschuhmacher des Korsen ernannt zu werden. Sakoski bemühte sich, wo es ging, seine Herkunft zu verleugnen; er spielte den Lebemann, liebte Geselligkeit und suchte, nach dem Vorbild anderer Kreise, berühmte Männer, besonders aber Musiker, als Zierde seiner Tafel in sein Haus zu ziehen. Da ihm das nicht in allen Fällen gelang, machte er andauernd Versuche, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen.

Zu jener Zeit stand Schweitzhöffer im Rufe, der genialste Klavierspieler zu sein, und nachdem Sakoski den Meister einmal gehört hatte, setzte er alles daran, ihn bei sich empfangen zu dürfen. Der Musiker galt als höchst merkwürdiger Sonderling, und Sakoski hörte bald, daß es ihm schwer fallen dürfte, den unzugänglichen Mann zu bewegen, einer Einladung zu folgen. Das reizte den eitlen Großsprecher nur noch mehr, und er benützte die nächste Gelegenheit, Schweitzhöffer zum Mittagessen zu bitten. Sakoski erhielt zu seiner Überraschung keine Absage und erzählte nun allen Bekannten, der berühmte Pianist habe ihm die Ehre erwiesen, bei ihm speisen zu wollen.

Sakoski ließ ein außerordentlich reiches Mittagessen bereiten, lud verschiedene andere Künstler und Kunstfreunde ein und versicherte jedem, der es hören wollte, Schweitzhöffer werde gewiß nach aufgehobener Tafel bei ihm spielen. Da niemand dies glauben wollte, warteten alle mit größter Spannung auf den Augenblick, da Sakoski den Gast bitten würde, zu spielen.

Zur größten Überraschung erhob sich der Musiker und spielte eines seiner beliebtesten Stücke. Sakoski überhäufte den Meister mit Lobeserhebungen und bedauerte, sich leider nicht im gehörigen Maße erkenntlich zeigen zu können. Er war außer sich vor Freude, als ihm Schweitzhöffer erwiderte: „Herr Sakoski, ich bitte Sie für nächsten Sonntag bei mir zu Tisch."

Digitized by Google

Das war mehr, als der Eitle erhoffen durfte, und er erzählte nun überall, welche Ehre ihm widerfahren sei.

Der Sonntag kam heran; man speiste bei Schweitzhöffer vorzüglich, und die Mahlzeit verlief in munterster Weise. Da geschah etwas, das Sakoski bedenklich stimmte. Der Gastgeber verließ einen Augenblick das Zimmer, kam mit einem Paar alter Stiefel zurück, ging mit malitiösem Lächeln auf Sakoski zu und stellte vor ihm die alten Stiefel auf den Tisch. Der Pole suchte sich, so gut es gehen wollte, in der üblen Lage zu behaupten und fragte so harmlos wie möglich: „Monsieur Schweitzhöffer, was soll das bedeuten?"

„Mein lieber Sakoski, neulich ersuchten Sie mich, bei Ihnen nach Tisch zu musizieren; heute bitte ich Sie, mir die Stiefel auszubessern."

„O Monsieur, das läßt sich doch nicht miteinander vergleichen! Bedenken Sie: Klavierspielen und Schustern!"

Trocken erwiderte der Musiker: „Jeder nach seinem Handwerk. Ich bin Musiker und Sie ein Schuster."

Nun hielt man sich nicht mehr zurück. Unter Gelächter verließ Sakoski das Haus. Nun hatten die Pariser etwas zu lachen. Schweitzhöffer, zu dem man sagte, die Abfuhr sei doch zu derb gewesen, erwiderte ernst: „Wenn der eitle Tropf nicht überall zu verleugnen suchte, daß er ein Schuster gewesen ist, hätte ich ihm nicht so mitgespielt." A. Kör.

Die neue „elektrische" Schreibmaschine

Um die Arbeit an der Schreibmaschine mit dem geringsten Aufwand an Kraft möglich zu machen, sind verschiedene technische Lösungen versucht worden, die jedoch alle nicht zur vollen Zufriedenheit ausgefallen sind. Man hat unter anderem auch eine Einrichtung getroffen, wobei das Niederdrücken der Tastatur, das heißt der jeweils einzelnen Tasten, durch den Schluß eines elektrischen Stromkreises erfolgte, der einen Magneten zum Anschlag der Typen erregte.

Nun ist als deutsche Erfindung und deutsches Fabrikat eine hochgradig leistungsfähige Schreibmaschine auf den Markt ge-

Digitized by Google

langt, die alle bisher angestrebten Vorzüge in ihrem vorzüglich durchdachten und ausgeführten Mechanismus vereinigt. Dabei handelt es sich nicht etwa um ein sogenanntes „Erfindermodell", sondern um eine fabrikationsmäßig hergestellte, durchkonstruierte und praktisch leistungsfähige Schreibmaschine, um eine Typenhebelmaschine mit automatisch erfolgendem Anschlag. Es ist dies nicht etwa eine Typenradmaschine wie die Hammond, bei der bekanntlich nicht der einzelne Buchstabe, sondern das Pa-

Elektrische Schreibmaschine.

pier gegen den Buchstaben gepreßt und so die Schrift hervorgerufen wird. Bei den Typenradmaschinen sind nur wenige Durchschläge in nicht vollendet gleich starker Schrift erreichbar. Anders liegt der Fall bei dem neuen Fabrikat; damit ist eine größere Zahl von Durchschlägen möglich, und zwar ohne jede Mehranstrengung der den Apparat benützenden Person.

Das neue Modell unterscheidet sich dem Ansehen nach nur durch den kleinen, rechts befindlichen Anbau, in dem ein kleiner Elektromotor untergebracht ist. Die übrigen Einrichtungen sind in der Maschine verborgen. Der Tastenanschlag ist spielend leicht; jeder Kraftaufwand, selbst der geringste Druck ist unnötig. Der Finger wird nur auf die Taste gebracht, um die Bewegung des Hebels auszulösen, an dessen Ende sich der Buchstabe befindet, der dann elektrisch auf die Papierwalze der Maschine geschleudert wird.

Digitized by Google

Es ist also nicht mehr nötig, die Tasten mehr oder weniger kräftig anzu„schlagen", um ein klares Schriftbild auch bei mehreren Durchschlägen zu erzielen.

Die neue Maschine bietet aber noch einen weiteren Vorteil. Man kann durch eine bestimmte Vorrichtung einen automatisch funktionierenden elektrisch erfolgenden Anschlag je nach Bedarf schwächer oder stärker einstellen. Dabei wird in allen Fällen die Schrift durchaus gleichmäßig. H. Han.

Das Hühnerfedernhaus

So nennt man in Peking ein Nachtasyl, in dem chinesische Obdachlose ein Unterkommen finden. Jedermann wird dort zugelassen, der eine Sapeke bezahlen kann, ein Geldstück, das nach unserem Vorkriegswert einen halben Pfennig galt. Dieses eigenartige Asyl ist ein aus Holz errichteter großer Hallenbau, in dem es aber keinerlei besondere Einrichtungen zum Ruhen gibt. Der Boden dieses riesigen Schlafraumes ist durchaus mit Hühnerfedern bedeckt, die ein für alle gemeinschaftliches „Polster" bilden. Jeder, der dort die Nacht zu verbringen gedenkt, sucht in diesen weichen Federn seinen Platz und versinkt so tief in der lockeren Masse, daß er ganz davon bedeckt ist. Ein großer Teil der Gäste des Hühnerfedernhauses lebt mit den herkömmlichen Anschauungen über Eigentumsrechte auf gespanntem Fuße, und so kam es, daß nicht selten die kleinen Decken verschwanden, die man den Schläfern verabreichte. Diese Verluste wollte die wohltätige Gesellschaft nicht dauernd erleiden. Da man aber den Nachtgästen doch gerne die Möglichkeit gelassen hätte, sich nach wie vor in die Federn einzuppudeln, um es warm zu haben, fand man ein eigenartiges Mittel, Diebstahl zu verhüten. Die Anstaltsleitung bestellte eine aus vielen Stücken zusammengesetzte Filzdecke, die so groß bemessen wurde, daß der Schlafraum in seiner ganzen Ausdehnung damit bedeckt werden konnte. Um dies zu bewerkstelligen, wurden in der Halle einige mechanische Zugvorrichtungen angebracht, mit deren Hilfe die Decke hinaufgezogen und herabgelassen werden konnte. In dem großen Filzstück wurden in bestimmten Abständen Löcher ausgeschnitten,

Digitized by Google

die dazu dienten, die Köpfe hindurchzustecken. Auf diese Weise sollte vermieden werden, daß die Schläfer unter der Decke erstickten. Sobald nun die Obdachlosen in genügender Zahl in den Federn lagen, ließ man die Decke herab und jeder mußte sich nun bemühen, ein Loch zu finden, durch das er seinen Kopf stecken konnte. Nach beendigter Nachtruhe kündigt man mit Tamtamschlägen an, daß es Zeit zum Aufstehen sei. Nun ist Eile geboten, daß jeder rechtzeitig den Kopf aus dem Loch bringt, sonst kann er mit der Decke in die Höhe gezogen werden. N. Kreil.

Wunderkuren

In einem Spital hatten zwei Patienten, ein an Wassersucht Leidender und ein Lungenkranker, wider das strenge Verbot des Oberarztes ihre Betten verlassen und spazierten im Zimmer herum. Da hörten sie vor der Tür die bekannten Tritte des Doktors und jeder eilte in das ihm zunächst erreichbare leere Bett. So kam es, daß einer im Bett des anderen lag, als der Oberarzt, begleitet von einigen jungen Medizinern, ins Zimmer trat. Wie üblich wollte der Arzt den künftigen Heilkünstlern bei verschiedenen Kranken Erklärungen ihres Leidens geben und ihnen seine Behandlungsweise für jeden Fall besonders erläutern. Am Kopfende der Betten befand sich auf einer Tafel der Name der Patienten sowie eine kurze Angabe ihres Leidens. Als der stark kurzsichtige Oberarzt an das Bett herantrat, in dem sonst der Lungenkranke lag und den Mann so verändert fand, sagte er zu den Studenten: „Meine Herren, hier sehen sie einen interessanten Fall! Noch vor wenigen Tagen war dieser Patient gänzlich abgezehrt. Nun überzeugen Sie sich, wie er durch meine Behandlung zugenommen hat."

Dann traten die jungen Leute vor das Bett, in dem augenblicklich der Lungenkranke lag. Hier hob nun der Arzt abermals an: „Hier sehen Sie wieder einen Beweis für die guten Erfolge meiner Methode. Dieser Patient war vor kurzem noch vom Wasser stark angeschwollen. Jetzt ist er davon befreit und auf dem besten Wege, bald wieder hergestellt zu sein." Ch. Schö.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / in Deutsch-Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien.

Digitized by Google

Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente und Bücher.

Kataloge umsonst und portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 894, Belle-Alliance-Str. 7-10.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

E. Werners Romane und Novellen.

Erschienen sind:

Wege des Schicksals. Roman. 16. Auflage.
Runen. Roman. 9. Auflage.
Hexengold. Roman. 8. Auflage.
Am Altar. Roman. 20. Auflage.
Gewagt und gewonnen. Sechs Erzählungen und Novellen. 7. Auflage.
Die Blume des Glückes. Erzählung. 10. Auflage.
Gesprengte Fesseln. Roman. 15. Auflage.
Frühlingsboten. Roman. 8. Auflage.
Gartenlaubenblüten. Zwei Novellen. 6. Auflage.
Gebannt und erlöst. Roman. 9. Auflage.
Ein Held der Feder. Roman. 12. Auflage.
Glück auf! Roman. 14. Auflage.
Um hohen Preis. Roman. 10. Auflage.
Sankt Michael. Roman. 10. Auflage.
Vineta. Roman. 14. Auflage.
Heimatklang. Der Lebensquell. Zwei Erzählungen. 6. Aufl.
Die Alpenfee. Roman. 9. Auflage.
Flammenzeichen. Roman. 10. Auflage.
Freie Bahn! Roman. 9. Auflage.
Fata Morgana. Roman. 10. Auflage.
Der Egoist. Der höhere Standpunkt. Zwei Novellen. 6. Aufl.
Siegwart. Roman. 9. Auflage.
Bergsegen. Nachgelassener Roman

Jeder Band gebunden 20 Mark.

E. Werner führt ihre Leser an der Hand ihrer packend und spannend aufgebauten Romane in die laute Welt des Ringens und Schaffens, in welcher nicht nur Menschen, sondern auch Geistesströmungen miteinander streiten. Die Tochter Berlins, in der Großstadt groß geworden, hatte das brausende Weben des Zeitgeistes vernommen und ihn wohl begriffen, die Kämpfe mit Frauenherzen nachempfunden und mit der Wärme des Frauenherzens nacherzählt, so daß ihre Helden allen, auch Frauen und Jungfrauen, verständlich und sympathisch werden.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Diese präparirten **Eta-Handhüllen** werden nachts auf die Hände gezogen, wo auf sofort der wirksame Sauerstoffbleichprozeß vor sich geht. Die Hände werden hierdurch zart und auffallend weiß; Schwielen und harte Stellen erweichen, wodurch selbst eine arbeitende Hand vornehme Eleganz erhält.

Preis 1 Paar
für Damen M. 16.—
für Herren M. 17.25

Mitesser beseitigt man augenblicklich für immer mit dem neuen »Eta-Mitesserentferner«. (D. R. G. M.) Ein überaus praktisches Instrument mit der dazugehörigen „Etalösung", womit kinderleicht Mitesser, Pickel und fettglänzende Haut sofort beseitigt werden.

Preis mit allem Zubehör M. 14.50

„Eta-Haarzerstörungsbinde". Alle Haarentfernungsmittel haben leider den Nachteil, daß die Haare nur stärker wieder wachsen. „Eta-Haarzerstörungsbinde" entfernt nicht die Haare, sondern bleicht und versetzt dieselben, so daß sie vollständig farblos und dünn werden und wie Flaumhärchen kaum noch sichtbar sind. Für andere Gesichts- und Körperstellen ist die beigegebene Imprägnierung geeignet. Preis komplett M. 16.—

Wer an lästigem Fuß-, Hand- oder Achselschweiß leidet, beseitigt diesen jetzt durch die einzige Behandlung mit der **„Eta-Fußbadlösung".** Die Füße u. Achselhöhlen bleiben sofort garantiert trocken und vollständig geruchlos. (Atrophie der Schweißdrüsen.) Ärztlich aufs wärmste empfohlen. Preis mit Verteiler und Zubehör M. 12.50

„Eta-Formenprickler" (gesetzl. geschützt). Eine neue medizinische Erfindung. Wirkung: ein tiefes, angenehmes Prickeln erfolgt, kräftigt und festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv die Brustgewebszellen. Die unentwickelte oder welkgewordene Brust wird zum Stolz der Besitzerin üppig und drall. Für Erfolg verbürgt sich die Firma. Preis kompl.

M. 24.— mit Garantieschein.

Die **„Eta-M**
Nacht-angelegt
gründlich dur
Sommersprossen
gelbe Haut und
denswerten rein
M. 19.—, in s

„Eta-Masse"
sätze und Zahnst
und macht vern
fort schneeweiß.
sind es, welche
jenen starken, an
„Eta-Mas-e" gre
an! Preis mit a
(Dentisten

„Eta-Haarfär
des Haar allmä
braun, dunkelblo
in 8—14 Tagen
unmerklich für d
wünschten Haart
ausgeschlossen.

Sofortige Zusendung unauffällig per Nachnahme oder gegen Voreinzahlung auf Postscheckkonto Berlin 43 634. Porto je M. 1.10 extra. Bei Bestellung von drei verschiedenen Artikeln oder mehr porto- und spesenfrei.

Lau

Digitized by Google

„ welche des
kann, beseitigt
erstoffwirkung
anreinigkeiten,
t jen n benei-
Teint. Preis
asf. M. 29.—

lle gelben An-
genblicklich auf
gte Zähne so-
te weiße Zähne
chenden Munde
en Reiz geben.
nfleisch nicht
ab-hör M. 9.50
roffert).

ähliche
bung

tion" färbt je-
braun, dunkel-
schwarz. Gibt
allmählich
gebung den ge-
Bfärbung ganz
ompl. M. 15.—

Eta-Augenbad. Wirkung: Die Augennerven werden gestärkt, matte Augen erhalten strahlende Frische und Glanz. Die Augen werden größer, der Blick anziehend und fesselnd. — Preis des Bades (Monate ausreichend mit d. anatomischen „Etawanne" und Anleitung zur Augengymnastik M. 12.50, großes Quantum M. 19 —. Dichtdunkle Augenbrauen und lange Wimpern durch **„Eta-Augenbrauenbalsam".** Preis mit Verteiler M. 12.50

„Schlaflosigkeit", auch gegen Nervenschmerzen und Kopfschmerz. Bloßes Bestreichen der schmerzenden Stellen oder des Kopfes genügt. „Eta-Nervenwachs" sollte jeder besitzen. Preis M. 10.50

Schuppen, wenn auch winzig, überkrusten die Kopfhaut, ersticken den Haarschaft, und das Haar fällt aus. Erst beseitigen Sie die Schuppen und Schinnen sofort mit der **„Eta-Schuppentube".** Dann benutzen Sie „Eta-Teermilch". Die Wirkung dieser Haarkur ist frappant. Der Haarausfall hört sofort auf, und ein prächtiger voller Haarwuchs entwickelt sich. Preis für die ganze Haarkur mit Vorschrift M. 18.50

Eine schöne Locke an der Wange macht jedes Gesicht reizvoll und interessant. **„Eta-Haarkräuselgeist"** macht natürliche Locken und hält das Haar in lockerer Fülle, auch bei Transpiration. Preis M. 14.—

Lockenwickler aus Leder 10 Stück M. 4.—

Morgens und abends 5 Minuten ein **Eta-Nasenbad** läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweiterte Poren, übermäßigen Blutandrang oder Verdauungsstörungen. „Eta-Nasenbad" wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch der zu starke Blutzufluß, welcher allein die Nase rot erscheinen läßt, eingeschränkt wird. Preis mit allem Zubehör M. 17.50

Versand-Abteilung

...oratorium „Eta" **Berlin W 30**
Potsdamer Straße 32.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114880955

Digitized by Google